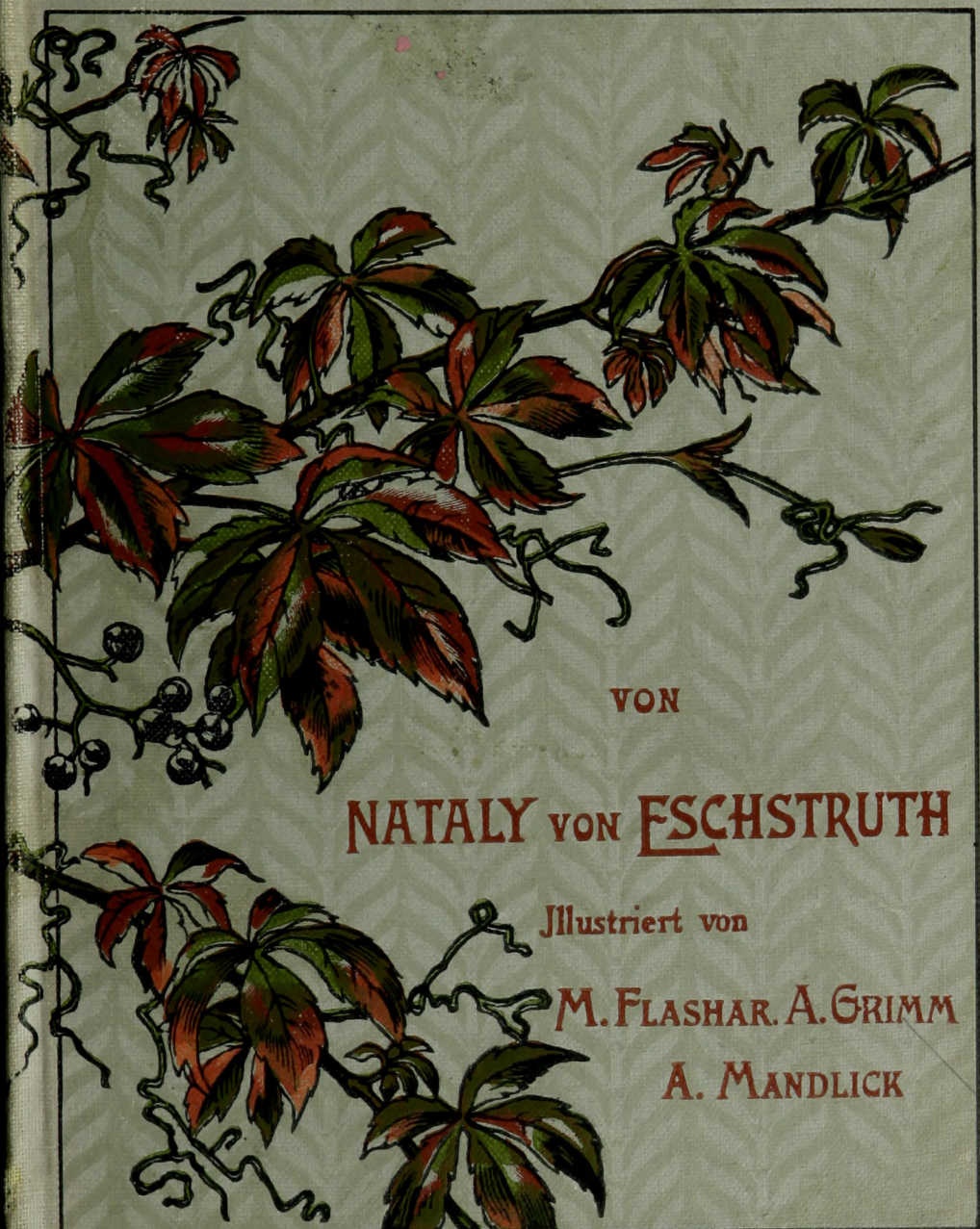
Humoresken



von

Nataly von Eschstruth

Illustriert von

M. Flashar. A. Grimm

A. Mandlick

NORTHWESTERN
UNIVERSITY
LIBRARY

The Gift of

FRED & DORA SCHWITKIS

Nataly von Eschstruth

Illustrierte

Romane und Novellen

Fünfte Serie

Siebenter Band

Humoresken

und andere Erzählungen

Leipzig

Verlagsbuchhandlung von Paul List

Humoresken

und andere Erzählungen

von

Nataly von Eschstruth

Mit Illustrationen von M. Flashar, Arno Grimm,
Aug. Mandlick u. a.

Leipzig
Verlagsbuchhandlung von Paul List

Northwestern University
DEC 18 1941
332532
LIBRARY

Adelheid, Gräfin Pfeil
geb. Freiin Hiller von Gärtringen.

„Da Du, liebe und verehrte Tante, meinem Streben ſtets ein gütiges Intereſſe geſchenkt, ſo geſtatte, daß ich Dir dieſes Buch als Zeichen aufrichtiger Dankbarkeit zueigne.“

Nataly von Eſchſtruth.

Ihr Ideal.

Doch mit des Geſchickes Mächten
Iſt kein ew'ger Bund zu flechten,
Und das Unglück ſchreitet ſchnell!

Faſt niemals haben wir uns gezankt, oder ernſtlich miteinander geſchmollt im Leben, teure Freundin Heidchen; du warſt zu phlegmatiſch, ich zu vernünftig dazu, erſt lag zwiſchen uns die verſöhnende Breite des Schultiſches, ſpäter die ganze Ausdehnung der lieben Mark Brandenburg, und außerdem hatte ich dich von früh an ſo wohlerzogen, daß Deine Briefe ſtets nur den einverſtandenen Punkt hinter meine drei Monate reiferen Anſichten bildeten! Sollten wir nun jetzt noch in unſeren alten Tagen dieſe ſchöne Harmonie an den Nagel hängen und wegen einer kleinen Indiskretion meinerſeits die Reichspoſt um ihre vierzehntägige Groſcheneinnahme unſerer ſo beglückenden Korreſpondenz bringen? Zwar bin ich von Natur kein Haſenherz, vor deinem Groll aber zittere ich, und benutze infolgedeſſen den günſtigen Moment, wo du ahnungslos im fernen Neapel das dolce far niente ſtudierſt und

hoffentlich deutſche Romanbücher nur im Traume zu ſehen bekommſt, um der Öffentlichkeit ein kleines Erlebnis zu übergeben, welches in deinem Tagebuch bei zugeklebten Seiten ſchwarz umrändert iſt.

— Adelheid peccavi! — Auch in der großen Welt ſchlagen noch fühlende Herzen, welche unter deinen Schmerz ein beileidsvolles p. c. ſetzen werden! — —

Wir waren noch in der Penſion der Frl. v. B. in Berlin, Backfiſche vom reinſten Waſſer und vollendete Damen nach unſerem Begriff, ausgeſtattet mit all jenen Eigenſchaften, welche ſich nun einmal ſeit anno ewig grün und lauwarm in den Falten des Flügelkleides bergen! Wir hatten alle geſegneten Appetit, alle eine unbezwingliche Abneigung gegen Wörterbücher und Exempel, alle — ein Ideal! — Ja, Ideale gehörten in der Penſion zum guten Ton, und je platoniſcher, verrückter und grenzenloſer dieſe Schwärmerei war, deſto höher ſtand man in den Augen der kittelſchürzigen Leidensgenoſſinnen, welche kein höheres Märtyrertum kannten, als eine unglückliche Liebe! Ich ſelber härmte mich in einer tiefen Neigung zum Großen Kurfürſten ab, bei deſſen Namensnennung in der Geſchichtsſtunde ich ſo laut und ſchmerzlich aufſtöhnte, daß der mitleidige Lehrer frug: „ob ich vielleicht Magenſchmerzen hätte?“ Meine Nachbarin aß den Namen „Konradin von Hohenſtaufen“ vor Leidenſchaft auf Butterbrot und die anderen jungen Damen kritzelten „Körner“, „Guſtav Adolf“, „Goethe“, „Karl der Große“ und in bunter Abwechslung die weiteren

Namen ihrer Träume auf Tiſche, Stühle und Türpfoſten, ja eine kleine Schwäbin vergötterte ſogar Abwechslung halber den König David, und meine Couſine, Komteſſe Elſe, hätte für Blücher das Leben gelaſſen! Vor uns allen zeichnete ſich meine Freundin Adelheid aus.

Unſere Ideale waren faſt ſämtlich droben in dem unermeſſenen Reich des Lichtes zu ſuchen, unerreichbar und nie geſchaut, das wohlgenährte Heidchen aber zog das bequemere Verfahren auf dem Feſtlande des Realismus vor; auf ihrem Löſchblatt ſtand in unzähligen Verſchnörkelungen, Vergißmeinnicht- und Herzumrahmungen der Name „Ludwig“ träumeriſch hingemalt, manchmal nur eine Königskrone darüber, oft auch in verräteriſcher Ausführlichkeit: „Ludwig, König von Bayern.“

Wer unſer Heidchen bei Tiſche geſehen hätte, wie ſie unverdroſſen die Reihen der Kotelettes lichtete und manch ſchwere Wunde in die Puddings und Geburtstagskuchen ſchlug, vor dem Mittagbrot in einer Konditorei ſechs gefüllte Pfannkuchen aß, und mir dann wehmütig zuflüſterte: „Du, jetzt muß ich aber aufhören, ſonſt merkt Tante Luiſe bei Tiſch, daß ich „genaſcht“ habe!“ (Tante Luiſe merkte jedoch nichts) — der würde ſchwerlich geglaubt haben, daß dasſelbe Heidchen am Abend mit aufgelöſtem Haar und tränenfeuchten Augen auf dem Schlafſtubenfenſterbrett ſaß, hinaus in die Berliner Hintergärten blickte, und mir gramgebrochen zuhauchte: „Dort hinten liegt Hohen-Schwangau, da ſteht der Lohengrin in ſchaukelndem Nachen, und ſeine

Schwäne dürfen empor in ſein göttliches Antlitz ſehen!“ Glückliche Schwäne, allerärmſtes Heidchen! —

Ich war Heidchens Vertraute, ſtand ſogar in ihrem Stammbuch als: „Deine Dich bis in den Tod treu liebende Freundin uſw.“ (nach dem heutigen Attentat werde ich aber wohl herausgeriſſen werden!), und wurde auch allein Zeugin, oder beſſer geſagt: „Zuhörerin“ ihrer ſentimentalen Verslein, welche ſie auf Koſten eines Federhalters dem Pegaſus abquälte; unſterbliche Reime, denn ſie ſtehen in ihrem Tagebuch und fangen meiſtens mit einem leidenſchaftlichen: Ach! oder einem tiefzerknirſchten Oh! an.

Trotzdem ich ihre Begeiſterung abſolut nicht teilte, war ich doch freundſchaftlich genug, ihren Tränen in herzbrechendſter Weiſe zu ſekundieren und mich in dem Liebesdienſte aufzuopfern, ſtundenlang vor der Reihe der königlichen Photographien zu ſitzen, welche Heidchen mit wahrhaftem Heißhunger in allen Größen und Poſitionen ankaufte, und welche zum Ruin ihrer Monatsgage wurden.

Tempi passati!

Nach Nord und Süd hat uns alle das grauſame Schickſal zerſtreut, die Penſion ward zum Nebelbilde und kehrt nur noch in beängſtigenden Träumen wieder, die unglücklichen Lieben ſind hinab in die Gräber ihrer Ideale geſunken, ſogar der König David iſt mit der Zeit penſioniert und wird von einem wackeren Badenſer Hauptmann in befriedigenſter Weiſe erſetzt. Auch meine Schwärmerei für den Großen Kurfürſten iſt auf eine patriotiſche Verehrung reduziert,

welche es dem großen Helden bei jedem flotten Walzer von neuem dankt, daß er uns das ſtehende Heer, inkluſive Gardeleutnants, ſo weiſe und vorſorglich gegründet hat.

Von uns allen verſchieden iſt wieder meine Freundin Heidchen!

Roſen, Tulpen, Nelken,
Alle Blumen welken
Auch das Eiſen bricht
Nur „ihre" Liebe nicht! —

Adelheid hat mal wieder den Vogel abgeſchoſſen, ſie ſchwärmt noch immer. Als ſie aus der Penſion entlaſſen war und in den Schloßhof des elterlichen Familiengutes einfuhr, ſtand bereits ein freundlicher Vetter mit wütendgroßem Bukett hinter der Mama, küßte dem reizenden Couſinchen ausdrucksvoll die Hand und legte ihr die Blumen mitſamt der Verſicherung unwandelbarſten Gehorſams zu Füßen.

Vettern ſind ſtets gefährliche Leute, namentlich wenn ſie junge, niedliche Bäschen haben. Heidchen ſchrieb mir umgehend acht Seiten, jedes Schnurrbarthaar des „netten Couſin Ernſt“ wurde mir beſchrieben; er mache ſchrecklich komiſche Witze, behandle ſie ganz wie eine Dame und habe dasſelbe Leibgericht wie ſie, Makkaroni mit Schinken! Am Schluß ſtand allerdings: ich gehe jetzt mit meinen ſüßen Photographien in den Park und träume von meinem Lohengrin — und dahinter war ein Herz gemalt. —

Der Vetter war mir unheimlich. Ich habe zwar nie viel Anlage zum Laubfroſch gehabt, aber ich prophezeite: „Gebt mal acht, das gibt etwas!“ Und, parole d'honneur, es gab auch etwas, nämlich eine Verlobung. Heidchen legte ihr ſeufzendes Herz in die große, tätige Hand des landwirtſchaftlichen Couſin, Baron v. S. und lud mich ſelbſtverſtändlich auch als Kranzeljungfer zur Hochzeit ein.

Herr v. S. war ein lieber, ſeelensguter Mann, friſch und natürlich, bis über die Ohren in ſein kugelrundes Weibchen verliebt und nur dann kollerig, wenn die Rede auf die „ſchwerenotſchen Penſionsſchmachtereien“ kam. Doch war dies meiſt ſein Scherz, im Grunde amüſierten ſie ihn.

Wie die Katze ihre Jungen, ſchleppte Heidchen ihre koſtbaren Photographieen von einem Sicherheitsverließ zum andern, obwohl es ihrem guten Ernſt nicht im Traum einfiel, darauf zu ſtraßenräubern.

Verſchiedene Reiſen hielten mich einige Monate im

Süden auf und führten eine verzeihliche Lücke in unſerer bis dato ſehr regen Korreſpondenz herbei.

Da war es denn im Sommer des vergangenen Jahres, als ich mit meinen Eltern an ſehr regneriſchem Vormittag in den Bahnhof von München einfuhr. Das Gedränge war groß, kleine Ellenbogenrenkontres unvermeidlich. Dazu rauſchte der Regen unverdroſſen wie dicke Bindfaden durch die grau in grau ſchimmernde Luft, und meine Gummiſchuhe ſteuerten kampfesmutig durch die rinnenden Straßenbächlein, der fernwinkenden Droſchke entgegen.

Da plötzlich hörte ich eine ſehr bekannte Stimme hinter mir.

„Nr. 206!“ ruft es in höchſt ausdrucksvollem Mezzo-Sopran und: „Da ſteht ſie ja, Ernſt! Dort die letzte mit dem Schimmel!“

Ich mache frappiert Halt, hebe den Schirm und ſuche durch die Regentraufen die Sprecherin.

An dem Arm eines ſchlanken Herrn ſehe ich — geſchürzt wie Iris die Graziöſe, mit einer roten Juchtentaſche am Riemen und einem, in allen Farben durcheinanderſchwimmenden, randabtropfenden Strohhütchen, ein kleines, blutjunges, regenmantelumwickeltes Frauchen und —

„Heidchen, Heidchen!“ hört man's ſchallen,
Durch die öden Seligkeiten.

Sprachlos lagen wir uns in den Armen, unzählige naſſe, kalte, ſchleiergeſtörte Willkommenküſſe, unerſättliches Händeſchütteln, Sturm auf die mir nachfolgenden Eltern, ſich

gegenseitig verwundertes Überschreien, obligates Entzücken dieses Wiedersehens, Nennung des betreffenden Absteigequartiers, Versicherung sehr baldigen Aufsuchens, Hilfeleistung beim Einladen in die, während dieser Zeit vorgefahrene Schimmelkarosse, Kußhändchen, Nicken, Fensterscheibenbearbeitung, und dahin fuhr die Droschke Nr. 206, und dorthin fuhren wir. Heidchen in München? „Wehe, mir ahnt Böses!“

Schon am nächsten Morgen saß man zusammen im Restaurant und gabelfrühstückte gute Bissen und Souvenirs. Der Regen schien der Ansicht zu sein, daß in München noch viel Platz für Wasserpfützen sei, und trommelte mit naseweisen Fingern an die hohen Spiegelscheiben, als seien dieselben eigens zu seiner musikalischen Belustigung dahingestellt. Mit nach und nach besser werdender Laune erzählte mir Frau Heidchen die neuesten, hochwichtigsten Ereignisse von Haus und Hof und schloß endlich mit den näheren Details über ihr überraschendes „Hierwesen“.

Die kleine Baronin hatte es als wohlgeartete Evastochter verstanden, das weiche Herz des Gatten mit unendlicher Zärtlichkeit und öfterem Makkaroni mit Schinken zu einer Sommerreise zu bewegen, und zwar das Eisen geschmiedet, so lange es heiß und Herr Ernst noch als junger Ehemann galant war.

„Ernst!“ hatte sie voll Pathos gesagt, „reise mit mir nach München und laß mich nur einmal im Leben mein Ideal von Angesicht zu Angesicht sehen, dieser eine Augen-

Ich mache **frappiert Halt**, hebe den Schirm und suche durch die Regentraufen die Sprecherin (S. 15).

blick ſoll die Krone und der Schluß meiner Schwärmerei ſein, ich werde mein Tagebuch zuſchließen und die Photographien einſiegeln, ich will nie wieder den Namen Ludwig vor dir erwähnen!“ So ungefähr hatte Frau Adelheid geſprochen, und die alten Linden des Schloßparkes hatten dazu genickt und mit ihren Wipfeln gerauſcht: „Tue es, Ernſt, tue es!“ Da war der Baron lächelnd einverſtanden geweſen, hatte ſeinem Frauchen einen tüchtigen Kuß gegeben, und ließ eilends die Koffer packen. Und nun waren ſie endlich am heiß erſehnten Ziel — und es regnete!

Nichts kann mehr alterieren, als ſolch ewiges Regenwetter: all die niedlichen eleganten Sommerkleidchen lagen unangerührt im Koffer, die Straßen und nahen Luſtorte luden zu Gondelfahrten ein, und kein Menſch machte ein freundliches Geſicht, höchſtens die Schirmfabrikanten.

Naß wie die gebadeten Katzen, aber unverdroſſen und unermüdlich wanderten wir jeden Tag umher, mehr wie eine Fenſterparade wurde dem König abgeſtattet, mehr wie ein Plan geſchmiedet, ihn hier oder dort zu ſehen. Alles umſonſt, Se. Majeſtät blieben unſichtbar, und es regnete — regnete, — regnete!

Heidchen war troſtlos und rang die Hände. Ihr Mann machte boshafte Witze und goß damit Öl ins Feuer, ich weinte zwar nicht mit, wie ehemals in der Penſion, aber ich trocknete ihr doch die Tränen, welche ſchließlich ungeduldig zu beiden Seiten der kleinen Stumpfnaſe hernieder-rollten. So vergingen acht lange, ſchreckliche Tage.

Dank meiner exzellenten Kunſt, den Eltern etwas abzuſchmeicheln, ward auch unſer Aufenthalt in München länger, als zuerſt beabſichtigt, ausgedehnt, und mit fiebernder Spannung ſahen wir dem Mondwechſel entgegen, welcher ja endlich beſſeres Wetter mitbringen ſollte.

Am elften Morgen endlich, Wunder über Wunder, flutete heller, goldener Sonnenſchein durch unſere Fenſter, und kaum, daß ich die letzte Hand an meine Toilette gelegt hatte, ſtürmte auch ſchon Heidchen lachend, ſtrahlend, roſig von Kopf bis zu den Füßen, zur Tür herein, ſtülpte mir ohne jegliches Wort der Begrüßung und ohne Rückſicht auf meine delikaten Stecklocken, den erſten beſten Hut auf den Kopf und zog mich in ſprachloſer Haſt zur Tür.

„Heidchen, du biſt wohl nicht recht geſcheit, ich habe ja noch keinen Kaffee getrunken!“ ſträubte ich mich aus Leibeskräften, aber Heidchen wandte ſich mit rädergroßen Augen zurück und flüſterte dumpf geheimnisvoll: „Um Himmels willen, ſchnell, ehe es zu ſpät wird!“ Und wie der Wind ſauſte ſie an dem entſetzten, taſſenklirrenden Kellner vorbei, die Treppe hinab auf die Straße, ich voll brennender Neugier im Galopp hinterher.

Die kleine Frau bog haſtig um die nächſte Ecke, eilte über die Straße und ſtürzte ſich in das Schaufenſter eines ſehr zweifelhaften Zigarrenladens, um das Geſicht ſpähend an die Scheiben zu preſſen.

„Gott ſei Dank, er iſt noch drin!“ atmete ſie hochrot vor Aufregung auf, „jetzt aufgepaßt, daß wir ihn abfaſſen!“

„Den König?“ ſchrie ich faſt entſetzt auf.

„Unſinn! Aber ſeinen Lakai!“

„Ach ſo,“ entgegnete ich enttäuſcht, ſtellte mich gehorſam neben ſie und ſtreifte meine Handſchuhe an.

Wieviel Kau- und Schnupftabak der dienſtbare Geiſt da drinnen wohl einkaufte! Es dauerte eine wahre Ewigkeit.

Frau von S. ſtand in kampfbereiter Poſition neben mir; wie ein Wieſel, welches einem unglücklichen Opfer auflauert, behielt ſie die Ladentür im Auge, jede Fiber des niedlichen Geſichtchens arbeitete vor Aufregung. Entweder hielten uns die braven vorbeieilenden Münchener für geheime Polizei, oder die verlaſſenen, rachebrütenden Angebeteten des hier im Laden reſidierenden Zigarrenkommis.

Endlich ging es dreimal recht heiſer und übelgelaunt: Bim, bim, bim. Es war die Glocke der Ladentür, welche das Herannahen des königlichen Lakaien annoncierte, und eine Sekunde ſpäter erſchien lupus in fabula mit einer furchtbar qualmenden Stieftochter Havannas zwiſchen den Lippen.

„Iſch ſcho' gut, Kamm'rad!“ wandte er ſich zu dem kupfernäſigen Kaufmann zurück, welcher es ſich nicht nehmen ließ, den hohen Gaſt bis an die Treppe zu geleiten, „will no' mal drübbe inſch Bräuhaus ſchlüpfe, ehſch's z' ſpät wird, adjies!“ Und mit leutſeligem Nicken zog er die Tür hinter ſich zu. „Bim, bim, bim!“ raiſonnierte die Glocke, der Herr Lakei aber überflog mit einem Blick ruhiger Würde die vor ihm liegende Straße und ſtieg alsdann mit angeborener

Grandezza die Steinſtufen herab. Nun ſchnell, ehe die Brandung wiederkehrt!

Heidchen befahl ſich Gott, gab ihrem Köpfchen einen energiſchen Ruck und avancierte gegen den ahnungsloſen Betreßten, es ſichtlich verſuchend, ihm zu allererſt durch möglichſt wuchtige Schritte zu imponieren.

Ich folgte im zweiten Treffen und bemühte mich, als Anſtandsdame ein verheiratetes Geſicht zu machen.

„Mein Herr!“ begann Heidchen mit etwas vibrierender, aber ſehr von oben herab klingender Stimme, riß ſich drei Mark von der Seele und drückte dem verblüfften Reitknecht Se. Majeſtät freundlich die Hand, „ich erſuche Sie um eine kleine Gefälligkeit!“ — Kurze Pauſe, tiefes Atemholen. — „Schon ſeit elf Tagen ſind wir hier in München und bemühen uns auf alle erdenkliche Weiſe, Se. Majeſtät den König einmal zu ſehen, aber leider vergeblich! Sie ſind doch nun am Hof, wiſſen, wann Se. Majeſtät ausfahren — könnten Sie uns nicht ſagen, wo und wann wir König Ludwig heute begegnen oder antreffen könnten?“ — Sie hielt inne, atemlos lauſchte ſie zu dem Mann empor, deſſen breites, gerötetes Geſicht voll unſagbarſter Verlegenheit zu der eleganten kleinen Sprecherin herniederſah, und bald einen ſchmunzelnden Blick auf dieſe, bald einen noch freundlicheren auf den Taler zwiſchen ſeinen Fingern warf. Endlich fuhr die gewaltige Hand nach dem Kopf und zog deſſen würdevolle Bedeckung herab, er ſuchte ſichtlich nach Worten.

„Ich danke auch ſchön, Fräulein!“ klang es mit einer

tiefen Verbeugung in zeremoniellem Hochdeutſch zu uns hernieder, während der Taler behend in die Weſtentaſche verſenkt ward. „Das Wetter iſt halt gar z'ſchlecht zum Ausfahren geweſen, da glaub ich's ſchon, daß Sie vergeblich nach Sr. Majeſtät ausgeſtreift ſind. Und nun —“ er hielt momentan inne und ſchaute verlegen von einer zur andern, „nun iſt's heute morgen eben a bißchen beſſer geworden, die Sonne kam heraus und der Himmel hat kein Wölkchen vorgezeigt, da iſt Se. Majeſtät um ſieben Uhr in aller Stille nach Schloß Berg am Starnberger See abgereiſt, und wird wohl vor den nächſten vier Wochen nicht wieder in München eintreffen. Da müßten ſich die Fräuleins eben ſchon nach dem Starnberger See aufmachen und in der Nähe des Schloßparks ein bißchen umherſpazieren. Viel nützen kann's freilich nicht, der König macht ſich ſelten heraus, weil ſie ihn von München aus gar zu gewaltig belagern, aber — wer grad's Glück haben ſoll, der hat's auch! Wünſch den Damen ein' recht guten Erfolg und bedank mich nochmals untertänigſt!“ Und mit einer abermaligen freundlichſt grinſenden Reverenz hielt der Lackgeſtiefelte die Audienz für beendet und zog ſich in halbrechter Direktion über den Straßendamm zurück.

O Heidchen, hätte ſich die Erde plötzlich geöffnet und ganz München in ihren ſchwarzen Schlund herabgeſchlungen, und hätte der Himmel ſeine Schleuſen aufgetan und Feuer und Schwefel auf die arme Bayernſtadt herniedergeſchüttet, wie ſeinerzeit über das unglückliche Sodom, es hätte dich

„...Könnten Sie uns nicht sagen, wo und wann wir König Ludwig heute begegnen oder antreffen könnten?“ (S. 21.)

nicht beſſer zur Salzſäule wandeln können, als die Hiobspoſt aus dem Munde des königlichen Stallknechts.

König verloren, Taler verloren, Mut verloren! Und dies alles bei meinem leeren Magen, den Heidchen auf dem Gewiſſen hatte.

Stumm, langſam, wenn es zu arrangieren geweſen wäre, mit verhängtem Zügel, ſeufzten wir in das Hotel zurück. Heidchen warf ſich auf das Sofa und philoſophierte Weltſchmerz, ich trank vorſichtshalber kalt gewordenen Kaffee.

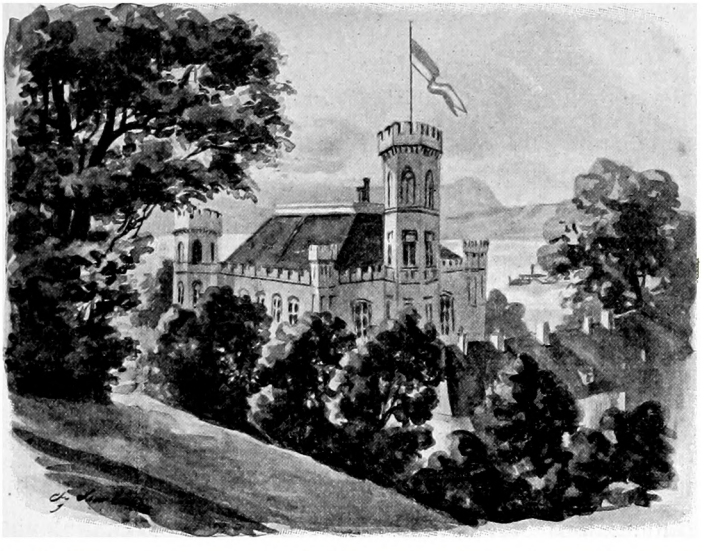
Dann kam eine blamable Stunde, nämlich die Mitteilung dieſes neuen Schreckens an Heidchens Mann und meine Eltern. Ich mußte natürlich reden, während Frau v. S. in ihrer Aufregung mit meiner bis dato ängſtlich gehüteten, neu erſtandenen Flaſche Eau de Cologne eine wahrhaft nervös machende Verſchwendung trieb. Der gute Baron lachte, daß ihm der Bart wackelte, meine Eltern begann dieſes Abenteuer ſelber zu intereſſieren, und ehe eine Viertelſtunde vergangen war, ſtand der allſeitige Entſchluß feſt: „Wir folgen dem König an den Starnberger See!“

Heidchen lag tiefgerührt in den Armen ihres Gatten, und ich ſtürmte davon, um das Handgepäck zu ordnen; alſo wirklich, die kleine Frau behauptete ihren Poſten, und die neue Parole hieß: „Auf nach Valencia!“

Schon am nächſten Morgen tranken wir den Kaffee in Leoni am Starnberger See, und nachdem uns die gemütliche Wirtin genau über den Weg orientiert hatte, zogen

wir durch den köſtlichen, walddurchdufteten Sommermorgen dem Schloß Berg entgegen.

Tiefe Enttäuſchung! Der Park war geſchloſſen, von dem Könige war keine Spur zu ſehen, nicht einmal die ſeiner Wagenräder im Sande, es lag tiefe, feierliche Stille über dem fürſtlichen Idyll. Noch war Heidchen voll Zuver-



ſicht, ſie war ſogar recht heiter und ausgelaſſen und freute ſich wie ein Kind über die entzückende Umgebung, die weitglänzende Silberflut des Sees und die darauf kreuzenden Gondeln, Dampfſchiffe und neckiſch treibenden Segelboote.

Kaum konnte ſie es erwarten, bis wir ſelber in buntbeflaggtem Fahrzeug durch die geheimnisvollen Wellen ſchnitten, weit zurückgelehnt und träumeriſch den Blick auf die weiter und weiter zurückbleibenden Baumwipfel der

nächſten Umgebung Bergs haftend. Drei, vier Tage verſtrichen, König Ludwig blieb ſo unſichtbar wie vorher. Heidchen ward ganz melancholiſch. Am fünften Tage riet unſere brave Wirtin eine ſehr lohnende Partie nach der Rottmannshöhe an, wir akzeptierten in der Hoffnung auf eine angenehme Abwechslung in dieſen beſtändigen Promenaden nach Berg.

Der kommende Morgen war ſo ſonnenhell und taufriſch wie noch nie. Heidchen hatte darauf beſtanden, daß wir bereits um ſechs Uhr von Leoni aufbrachen, um noch genügende Zeit vor uns zu haben, den Rückweg über Schloß Berg nehmen zu können; und ſo wanderten wir denn in den himmliſchen Morgen hinein, luſtig und guter Dinge, bis auf das arme Heidchen, welches in tiefen Gedanken an meiner Seite auf all meine zärtlichen Fragen nur ein aufſeufzendes „ach ja!“ oder „ach nein!“ hatte.

An den Raſenhängen blitzten tauſend Tautropfen, flimmernde Spinnwebenſchleier ſpannen ſich von Blume zu Blume, und droben in dem dunkelſchattigen Baumlaube zwitſcherte und jubilierte es aus Gott preiſenden Vogelkehlen. Frei und wolkenlos wölbte ſich der Sommerhimmel, wie wogendes Silber dehnte ſich der See vor unſeren Blicken, die ganze Welt atmete tiefe, feierliche Ruhe und faſt überſchwengliche Farbenpracht, alles war angetan zu entzücken, nur der — König fehlte.

Endlich hatten wir die Rottmannshöhe erreicht. Wir hielten Raſt droben, frühſtückten, ſangen, wünſchten uns

Maler zu ſein und ſchieden mit dem feſten Vorſatz, recht bald dieſe Tour zu wiederholen.

Nun ging es den Fahrweg nach Schloß Berg hinab, außer uns zeigte ſich keine menſchliche Seele weit und breit. Heidchen hatte meinen Arm genommen und verſicherte mir voll dumpfen Schmerzes: „Und ſollte die Welt darüber untergehen, ich muß erſt den König ſehen!“ Da klingt Hufſchlag an unſer Ohr, näher und näher kommt es, nun noch die Wegbiegung.

„Heidchen, der Vorreiter!“ ſchrie Baron S. plötzlich mit einer Stimme, als gälte es „Feuerjo“ zu alarmieren. Wie elektriſiert war plötzlich das Häuflein unſerer Getreuen. Erſt leichenblaß, dann glühendrot wie der nickende Coquelicot am Raſenhang drüben, ſtand Heidchen neben mir, ſie zitterte vor Alternation wie Eſpenlaub. Da ſauſte auch der ſchmucke Vorbote Sr. Majeſtät ſchon heran, und „Front bilden!“ kommandierte mein Vater mit dem Feuereifer des alten Huſaren. Wie der Blitz ſtanden wir ſämtlich längſt des Straßengrabens in Reih und Glied.

„Jetzt oder nie!“ raunte mir die kleine Baronin voll fiebernder Aufregung zu.

Da rollte es gedämpft auf der Chauſſee, näher und näher klingt es wie königliches Wettergrollen. Nun noch die letzte Biegung, jetzt, jetzt, da iſt der Wagen!

„Grüßen!“ flüſtert Papa. Noch einen Moment, der Wagen iſt uns faſt vis-à-vis, tiefe, allgemeine Verneigung unſererſeits zur Erde und — ein leiſer, entſetzter Aufſchrei,

die Equipage des Königs donnerte vorbei, das lachende Gesicht Sr. Majestät neigte sich noch einmal zurück, dito dasjenige seines Adjutanten, und Staubwolken ringsum, hinter deren Deckung das Gefährt im nahen Walde verschwand.

Heidchen! — Aber um Himmels willen, wo war Heidchen? — — Drunten im Chausseegraben gewahrte ich ein verzweifeltes Chaos von menschlichen Gliedern, Seidenplissés und duftigen Kleiderwogen, zwei Schritte davon den umgestülpten Regenschirm, auf der andern Seite das zusammengerollte Plaid. — Tableau!

Da war Heidchen! —

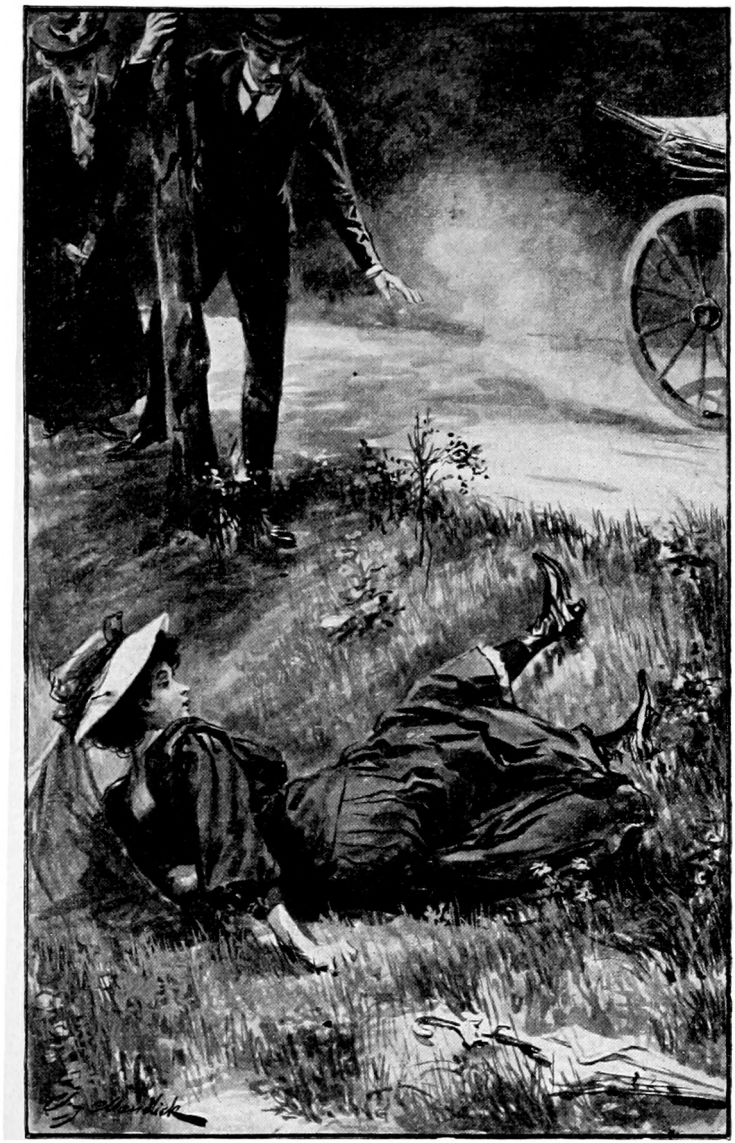
Erschrocken sprang ihr Mann herzu und half ihr sich erheben. —.

Unglückliches Heidchen! So gewaltig hatte dich das Nahen deines Ideales verwirrt, daß du selbst den Abgrund hinter dir vergaßest, und dein Kompliment tiefer ausfiel, als es je die höchste irdische Größe verlangen kann.

Mit keinem Blick hatte sie den König gesehen, und der Gedanke, von ihm ausgelacht zu sein, trieb ihr noch lange die bittersten Tränen in die Augen.

Am folgenden Tage reisten wir zusammen nach München zurück, und am nächstfolgenden trennten sich unsere Wege für lange Zeit.

Heidchen hat Wort gehalten, ihr Tagebuch ist verschlossen; die Photographien ihres Ideals träumen zwischen Milch- und Getreiderechnungen in dem Schreibpult ihres Gatten,



... Drunten im Chauſſeegraben gewahrte ich ein verzweifeltes Chaos von menſchlichen Gliedern, Seidenpliſſés und duftigen Kleiderwogen (S. 28).

und die Begegnung mit dem Könige von Bayern wird nie mit einer Silbe erwähnt; nach der Münchener Reiſe iſt Frau Adelheid eine praktiſche, tüchtige Gutsfrau geworden, frei von jeglicher Schwärmerei — ſolange nämlich nicht von dem König Ludwig die Rede iſt.

Hundert Schimmel!

Bei Majors klingelte es.

„Gnädige Frau — Bolle kommt, das Milchgeld einkaſſieren!“ meldete die Köchin an der Stubentüre; „und der Fleiſcher ſteht auch ſchon mit dem Monatsbuchchen draußen — ſoll ich's rein bringen, oder kommen gnädige Frau ſelber nach der Küche?“

Die Frau Majorin ſetzte die Kaffeekanne, welche ſie ſoeben erhoben hatte, um dem Sekundaner Richard zum zweitenmal die Taſſe zu füllen, mechaniſch wieder auf das Tablett, ſah die Sprecherin momentan mit großen, faſt erſchrockenen Augen an, und ſchlug alsdann erregter wie gewöhnlich die Hände zuſammen. „Ei du lieber Gott, heute haben wir ja den Erſten!“ rang es ſich beſtürzt von ihren Lippen, „und mein Mann noch nicht von der Reiſe zurück! Zeigen Sie mal die Bücher her, hoffentlich kann ich's noch machen!“ und die Köchin Mariechen, eine biedere Oſtpreußin, nickte ein ermutigendes „Ei gewißchen!“ zog den Kopf aus der Türſpalte zurück, und holte das Gewünſchte. Die Frau Majorin aber haſtete zu ihrem Schreibtiſch, zog das Geldſchub

heraus, und warf einen wenig vertrauensvollen Blick in den Geldbeutel, deſſen ſchlanke Turnüre — ein Bild ohne Worte! — den Erſten des Monats leider ſehr deutlich markierte. — „Wahrhaftig, nur noch ſechzig Mark! — das kommt von Evas neuem Wintermantel und Richards Geburtstag — alles auch in dieſem Monat!“ — und in nervöſer Haſt ſchlug ſie das Fleiſcherbuch auf, welches Köchin Mariechen mit blauroten Händen überreichte. „Iſt nicht ſo ſchlimmchen diesmal, gnädige Frau, man markt's, daß der Herr Major mit Haſen und Schnapſchen an uns gedacht hat!“

„Gott ſei Dank!“ atmete die Majorin auf, „es wäre mir gräßlich geweſen, ſo in Verlegenheit zu kommen, habe wirklich mit keinem Gedanken an den Erſten gedacht. Hier — nehmen Sie, quittiert iſt ſchon!“

„Ei gewißchen! Iſt ja nicht ſo ängſtlich!“ und das Parkett erzitterte unter der Wucht eines oſtpreußiſchen Rückzuges.

Frau von Hoheneich aber kehrte zum Kaffeetiſch zurück, woſelbſt während ihrer Abweſenheit Eva, die glückliche Beſitzerin des neuen Wintermantels, den Platz an Richards Seite eingenommen hatte, und ſich energiſch eine Butterſemmel ſtrich.

„Evchen, willſt du mir nachher mal einen Gefallen tun?“ fragte die Mama mit etwas unſicherer Heiterkeit, „einen kleinen Weg beſorgen?“

Evchen hob den blonden Kopf, lachte über das ganze roſige Geſichtchen, und nickte eifrig. „Gewiß, Mutterchen!

Heute geh' ich viel ſpazieren, heute werden ja meine hundert Schimmel voll!"

„Einfältiger Aberglaube — du und einen Mann kriegen! — Und wenn die Schimmel vom Himmel regneten, und du jeden einzelnen doppelt zähltest — wirſt doch 'ne alte Jungfer!" — Und der Herr Sekundaner verſenkte mit verächtlicher Grimaſſe Naſe und Augen noch tiefer in die Kaffeetaſſe.

„Dummer Junge!" fuhr Eva entrüſtet auf, die Majorin aber ſagte beſchwichtigend: „Laß ihn doch ſchwätzen, Evchen, du weißt ja, daß er's nicht vertragen kann, daß du für erwachſen giltſt!" Und ſie legte die Büchermappe neben den Rebellen, wies auf die Uhr, und ſagte diktatoriſch: „Schieb dich! 's iſt halb durch!"

Und Richard zog muſikaliſch ab, mit herausforderndem Blick nach der Schweſter und dem mit Vorliebe in Anwendung gebrachten: Du biſt verrückt, mein Kind!

„Evchen!" die Frau Majorin ſetzte ſich dem Töchterchen vis-à-vis und ſeufzte. „Heute iſt der Erſte, — und ich habe kein Geld mehr!"

„Ach, wie kommt denn das?" — Die blauen Augen ſchlugen voll zu der Sprecherin auf, „ſonſt bekommen wir doch immer am Erſten gerade das Geld!"

Ja, gewiß, Herzchen, aber Papa iſt verreiſt, und kann die Penſion nicht holen, und ich, bei meinem ſteifen Knie, wage es noch nicht auszugehen!"

„Dann geht vielleicht Richard!"

„Unmöglich, Schatz, der kommt heute erſt um 1 Uhr zurück, und muß dann gleich wieder zur Zeichenſtunde, — coûte que coûte — es wird nichts übrig bleiben, als dich zu ſchicken, Evchen!“

„Mich? Ach du lieber Gott, Mamachen, unter all die fremden Herren!“ und Fräulein von Hoheneichs blaue Augen ſignaliſierten vor lauter Schreck ſofort „Groß-Waſſer!“

„Unſinn, Närrchen, ich ſchicke Mariechen mit dir, und unterweiſe dich ganz genau in allem! Außerdem ſind ja nur ganz alte Penſionäre da, vielleicht triffſt du auch Bekannte von Papa! Stell' dich doch nicht ſo kindiſch an, du mußt es doch endlich lernen, etwas ſelbſtändig zu werden!“

Evchen machte ein reſolutes Geſicht. „Nur alte Herren?“ atmete ſie auf, „nein, vor denen geniere ich mich nicht, und wenn Mariechen mitgeht .... iſt es denn ſehr viel Geld, das wir tragen müſſen?“

Die Majorin aber antwortete nicht, ſie läutete Sturm. „Mariechen, machen Sie ſich ſchnell zurecht, das gnädige Fräulein zu begleiten, und . . . ja, vorher müſſen Sie noch aufs Polizeibureau hinüberlaufen, und die Quittung abſtempeln laſſen!“

„Was'chen abſtempeln laſſen?!“

„Die Quittung! Schnell doch, ſchnell!“ und Frau von Hoheneich umarmte ſtürmiſch ihr Töchterchen. „Ach Evchen, du glaubſt gar nicht, welch ein Stein mir vom Herzen fällt du gutes kleines Wurm — ſollſt auch eine Mark mehr Monatsgage zum Lohn bekommen!“

Und Evchen stürmte jubelnd in ihr Ankleidezimmer, während die wackere Ostpreußin mit geschäftigem „ja gewißchen, ich zieh mir gleich mein Mantelchen um!" die Tür des Berliner Zimmers schmetternd ins Schloß warf, denn „schnell und geräuschvoll" war in ihrem Sinne identisch, und wenn sie sich wirklich mal eilte, dann mußte man das doch auch hören! — — — — — — — — — — — — — — — —

— —

„Weiß der große Gott, wie das wieder in meinen alten Knochen rumort!" stöhnte Exzellenz von Lüden vor seiner Teetasse sitzend, „Heda! Kniebusch! Guk mal auf das Barometer, Bengel, ob wir Regen bekommen, die Kugel von Düppel meldet sich!"

„Der schönste Sonnenschein, Exzellenz, kein Wölkchen am Himmel, und das Barometer schmunzelt ordentlich vor guter Laune! Das wäre Manöverwetter!" und Kniebusch trat vom Fenster zurück, stellte die blank gewichsten Stiefeln marschfertig vor dem General auf, und fragte mit der gewissen ehrerbietigen Vertraulichkeit eines langjährigen Dieners: „Welche sollen's denn heute sein, Exzellenz? Ich dächte, mit Doppelsohlen brauchten wir uns bei dem Prachtwetter nicht zu schleppen, ist auch der rechte Hacken schief gelaufen!"

„Heute — ich — Stiefeln an?" Exzellenz schlug mit dem Teelöffel hohe Wellen in der Tasse, „dir rappelt's wohl, Kerl, kaum den Filzschuh ertrage ich auf dem Fuß, und kann knapp durch die Stube humpeln, wie ein gichtbrüchiger

Droſchkenklepper! Marſch — raus mit den gewichſten Dickhäutern!"

Kniebuſch kraute ſich verlegen hinter dem Ohr. „Das iſt aber ſehr fatal, Exzellenz, daß wir heut gerade ſo 'ne Attacke haben!"

„Warum, Kerl, 's iſt doch etwa kein Geburtstag, oder Skatklub? Nee, war ja vorgeſtern erſt!" und der alte Herr zog ächzend den kranken Fuß auf das Rehfell zurück.

„Das gerade nicht, Exzellenz, aber wir haben heute den Erſten, und müſſen unſere Gage holen!"

„Himmelblaues Donnerwetter, der Erſte! Haſt recht, Kniebuſch, das hatte ich ja ganz vergeſſen! Hm, wird nichts übrig bleiben, der Junge muß hin, hat ja nur bis elf Uhr Dienſt heute, aber fatal, recht fatal, kann's in den Tod nicht ausſtehen, mir meine Angelegenheiten von andern beſorgen zu laſſen, heißt gleich unter den Kameraden, ‚der Alte wird abſtändig!' Können's gar nicht erwarten, die Donnerwetter, bis ſie ſagen können: ‚Der ſtramme Lüden iſt doch noch eher mürbe geworden wie wir!' Will's ihnen aber einſalzen! Heda, Kniebuſch, die Stiefeln her!"

„Wird nichts werden, Exzellenz, der Knöchel iſt zu ſehr angeſchwollen, wird beſſer ſein, wir ſchonen uns heute, und gehen morgen zum Liebesmahl."

„Liebesmahl? Hm, haſt recht! Stiefeln weg! Kniebuſch, es klingelt!"

„Wird der Herr Premierleutnant ſein, Exzellenz!" und Kniebuſch ſchlurrte eifrig durch die Tür.

„Morgen, Papa! Ausgeſchlafen? Famoſes Wetter heut!“ Der junge Dragoner trat ſporenklirrend näher, und umarmte Seine Exzellenz, „dachte dich bereits in vollem Wichſe vorzufinden, und mit mir ‚Linden lang‘ zu flanieren! Wenn du aber keine Luſt haſt, reite ich meinen ‚Mylord‘ durch den Tiergarten! Vielleicht noch eine Taſſe Tee übrig?“ und Herr von Lüden jun. hob den Deckel der ſilbernen Kanne, und machte einen langen Hals.

„Schenk dir ein, mein Junge, es reicht. Apropos, es wird heute weder in den Tiergarten geritten, noch unter den Linden gefrühſtückt, Freundchen, ich habe einen unaufſchiebbaren Weg für dich, und erſuche dich darum, den Paletot gefälligſt anzubehalten!“

„Ach was, Papachen? Weg für mich? Na losgeſchoſſen!“ und der Premierleutnant nahm die Taſſe in Empfang, welche Kniebuſch, aufmerkſam wie immer, von dem Serviertiſch herüberreichte. „Nur keinen Geburtstagsknix bei irgend einer lieben Tante machen, das elendet mich faſt noch mehr an, wie Rechnungen bezahlen!“

„Unſinn!“ Exzellenz erhob ſich mühſam und humpelte zu ſeinem Schreibtiſch, „hier Karl, die Quittung! Du mußt mir heute die Penſion holen, verſtanden?“

Karl nahm zwei Stücke Zucker und ſeufzte. „O ſchnöder Mammon, daß man noch hinter dir herlaufen muß! Ohne Gnade, Papachen, muß ich faktiſch? Kann nichts mich von dieſem Gange am ſchönſten aller Herbſtvormittage retten?“

„O ja, wenn du auf deine Zulage verzichten willſt, mein

Junge, dann reite in Gottes Namen ſpaniſchen Tritt nach dem Blocksberge!“ Der General ſteckte ſich eine Zigarre an und paffte dicke Wolken. „Du ſiehſt doch, daß ich heute mal wieder in Düppeler Souvenirs ſchwelge, alſo ſperr dich nicht länger, und marſchier!“

„Du forderſt viel, o Vaterland, aber du haſt dich nicht im Opfermut deines Kriegers getäuſcht, allons donc; Papachen, du haſt ganz merkwürdig alarmierende Redewendungen von „Zulage“ uſw., dieſes Wort trifft jeden Leutnant da, wo er ſterblich iſt! Alſo vorwärts!“ Herr von Lüden trank den Tee aus, ſtrich den kleinen Schnurrbart keck empor, und erhob ſich.

„Jetzt gleich willſt du?“

„Ja, mon père, ich möchte es überſtanden haben!“

„Gut, mein Junge, hier . . . zwei Groſchen, kannſt Pferdebahn fahren!“ Exzellenz war großmütig und zog das Portemonnaie.

„Haſt recht, Papa, immer elegant, danke ſchön. Alſo hier die Quittung“, der junge Offizier zögerte noch einen Augenblick und beugte ſich näher zu dem Geſicht des Generals, um welches die bläulichen Dampfwölkchen kräuſelten, „du, die riecht gut, neue Sorte? Ich intereſſiere mich für ſchöne Unbekannte, beſonders wenn ſie Havanna heißen! Willſt du mich nicht vorſtellen?“

„Gottvergeſſener Schlingel! na, da haſte eine!“ Exzellenz zog die Augenbrauen hoch und ſchmunzelte wider Willen: „'is zur Belohnung, weil du die Gage holſt, ſonſt verbitte

ich mir dein ewiges Hoſpitieren, du bekommſt dafür deine Zulage, verſtanden?“

Karl klappte die Sporen zuſammen. „Befehl, Exzellenz!“ und ſchnell einen Schritt näher tretend, und mit flacher Hand den Rücken des alten Herrn klopfend, fügte er zärtlich hinzu: „Du verkennſt mein humanes Streben, Väterchen, geteilte Freude iſt doppelte Freude, und nur aus Rückſicht für größten Genuß dieſes Krautes, ſowie zur Milderung unſeres momentanen Trennungsſchmerzes, ſorge ich dir für einen Mitarbeiter an dieſer Kiſte! Sowie ich mir mal als Rittmeiſter die gleiche Sorte leiſten kann, gebe ich revanche pour Pavia. jetzt wage ich es nicht, Papachen; lieber Gott, ein Leutnant! Neulich wurde erſt ein Droſchkenkutſcher ohnmächtig, als ich zu nahe mit meinem Glimmſtengel an ihm vorüberging! Ich genierte mich ordentlich!“ Und mit lachendem Schalk im Auge, die Hand des Generals drückend, wandte er ſich zur Tür. „Addio denn! Wenn du es nachher die Treppe heraufkeuchen hörſt, dann iſt's dein Sohn mit dem Geldſack! Gott befohlen, Meiſter Kniebuſch, nehmen Sie das nächſte mal einen Löffel Tee mehr in die Kanne, heute habe ich ihn gar nicht durch den Rum hindurch geſchmeckt!“

Kniebuſch zog den Mundwinkel bis an die Ohren. „Das glaube ich ſchon,“ ſagte er, „Herr Leutnant machen zu ungleiche Teile, das Plätzchen, das der Rum noch frei läßt in der Taſſe, beanſprucht der Zucker.“

„Heiliger Laurentius, Kerl, ſchrei nicht ſo!“ und Herr von Lüden klirrte mit mächtigen Sätzen die Treppe hinab.

Kniebuſch aber nickte grinſend vor ſich hin, trat wieder in die Stube und räumte das Service ab.

„'s iſt doch wie Sonnenſchein, Exzellenz, wenn unſer Herr Leutnant kommt!“ ſchmunzelte er den alten Militär vertraulich an, „und ein Unrecht an den alten Tagen meines lieben gnädigen Herrn, daß es immer nur ein paar knappe Stunden ſind! Na, ſo Gott will, gibt's balde auch eine Frau Leutenantin in die Wirtſchaft, und dann hat's Alleinſein ein Ende, Exzellenz!“ Der General blies eine gewaltige blaue Wolke. „Da haſt du recht, altes Haus, Teufel ja, eine Frau Leutenantin ſagſt du, fehlt ihm? ‚Dem Manne kann geholfen werden‘, heißt's in den Räubern!“ —

Die Potsdamer Straße hinab eilten Fräulein Eva und das biedere Mariechen. Die Paſſage war durch den behufs Kanaliſation aufgeriſſenen Straßendamm in dieſer belebten Morgenſtunde recht beſchwerlich, darum nahm die handfeſte Tochter des nordiſchen Flachlands reſolut die tête, und brach mit freundlichſtem Geſicht und beweglichen Ellboden Bahn für ihre ſchüchterne Gebieterin. Plötzlich fühlte ſie ihren Arm umklammert, „Mariechen, hundert Schimmel!“ raunte ihr das gnädige Fräulein mit weit geöffneten Augen zu.

„Waschen?“ ſchnellte der Oſtpreußin Haupt dienſteifrig zurück.

„Hundert Schimmel! Da ſehen Sie doch! Da!“ Wie Jubel klang es von den roſigen Lippen, und die blauen Augen blitzten aufgeregt unter dem weißen Gazeſchleier.

„Hundert Schimmel, ei du liebes Gottchen, wo denn?“ und Mariechens Blick flog Straße auf und Straße ab. „Gewiß eine ganze Fohlenkoppel, aber ich ſeh' ja nichts, lieb's Fräuleinchen, wo meinen Sie denn?“

Eva ſchob die Stillſtehende vorwärts. „Wo denken Sie denn hin, Mariechen!“ lachte ſie hell auf, „nicht hundert Schimmel auf einmal, ſondern Numero Hundert! Da, der prächtige ſchneeweiße Einſpänner, der trabt mir heute als Schickſal über den Weg!“

„Ach waschen!“ wunderte ſich die Köchin, den vorüberſchnaufenden Schimmel wie eine Viſion anſtarrend. „Na, erzählen Se mal, warum dann grad' der?“

„Das iſt nämlich ein Aberglaube!“ erklärte Fräulein von Hoheneich voll reizender Wichtigkeit, „und etwa keiner von den dummen, die niemals eintreffen, Gott bewahre, an dieſem hier iſt nämlich wirklich etwas dran!“

„Iſt die Möglichkeit!“ und aufs lebhafteſte intereſſiert, neigte ſich Mariechens Kopf noch näher.

„Man muß alſo hundert Schimmel zählen und derjenige junge Herr, welcher einem danach zuerſt die Hand gibt, der iſt der Zukünftige.

„Ei der Tauſendchen!“ und das hochgerötete Antlitz der Belehrten wandte ſich haſtig nach der Pferdebahn, welche, von einem Schimmel gezogen, juſt an ihnen vorüberrollte. „Eins!“ zählte ſie feierlich, und nickte Fräulein Eva dankbar zu, „du liebs Gottchen, da käm ich am End' auch noch zu einem!“

Die beiden Abgeſandten der Frau Majorin bogen in die Königgrätzerſtraße ein, ließen ſich von einem Schutzmann nach dem „großen roten Haus, wo's Geld gibt“ neben dem alten Spritzengebäude beſcheiden, und ſteuerten dann mutig dem nahen Ziel entgegen.

Zaghaft ſtieg man die breite Steintreppe empor.

„Gnädiges Fräulein! das alte Mannchen da mit dem grauen Bart ſcheint ſich auch Geld holen zu wollen, dem bleiben wir hübſch auf den Ferſen, ja'chen?“ flüſterte Köchin Marie, diplomatiſch wie noch nie zuvor, und ſie ließ den Worten ſofort die Tat folgen, und heftete ſich, gleich einer mythologiſchen Rachegöttin an die Sohlen des Ahnungsloſen. Dieſer ſteuerte direkten Wegs in ein ſaalartiges Zimmer, woſelbſt Kopf an Kopf gedrängt bereits eine beträchtliche Anzahl alter Herren ſtanden, Gott ſei Dank, auch zwei Damen darunter!

Die koſtbare Quittung ängſtlich hütend in der Hand, faßten Fräulein Eva nebſt Begleiterin neben dem großen Ofen Poſto, und harrten geduldig der Dinge, die da kommen ſollten.

Namen auf Namen wurde gerufen, nur nicht der des Major von Hoheneich, immer neue Menſchen kamen, und keiner mußte ſo lange warten, wie die beiden Abgeſandten in der Ofenecke.

„Ei, du liebs Gottchen, es iſt kaum menſchenmöglich, in dieſer Hitze auszuhalten!“ ſtöhnte Mariechen, deren ſtattliche Rückfront gegen die heißen Kacheln geklemmt wurde, „könnte ich doch wenigſtens mein Mantelchen ausziehen!“

„Ach und dieſes ewige Stehen, ich kann kaum noch!“ ſeufzte Fräulein Eva kläglich Echo, „drängeln Sie ſich doch mal vor und fragen Sie, wenn wir dran kommen!“

Mariechen lockerte bereits die Ellbogen, als neben ihnen in der Türe Sporen klirrten.

„Aber der iſt mal hübſch!“ murmelte ſie wie angewurzelt ſtehen bleibend, „liebes Fräuleinchen, ſehen Sie mal das herzige Bartchen, das er hat!“

Eva blickte ſchnell auf, direkt in zwei ſtrahlende, übermütige Leutnantsaugen hinein. Heiße Glut flammte über ihre Wangen, und erſchrocken wandte ſie das Köpfchen zur Seite. Der junge Dragoner mußte momentan an der Tür warten, bis etliche Grauköpfe langſam „Bahn frei!“ gaben. Er ſtrich das bewunderte Schnurrbärtchen noch etwas kecker empor, drehte den Kopf ſo geſchickt, daß er das niedliche

Profil ſeiner Nachbarin voll im Auge hatte, und machte ein Geſicht, als ob er ſagen wollte, „Donnerwetter ja — allerliebſte Kleine!“ Da gewahrte er die Quittung in Mariechens Hand; er griff leicht ſalutierend an die Mütze, und ließ ſich momentan von dem oſtpreußiſchen Sonntagsnachmittagshut irre führen. „Die Damen müſſen die Quittung auf dem Büreautiſch niederlegen!“ ſagte er verbindlich. Wieder trafen ihn des Blondköpfchens erſchrockene Augen, Mariechens Kopf aber ſchoß eifrig näher: „Waſchen müſſen wir tun?“ rief ſie mit Mobilmachung aller freundlichen Geſichtsnerven.

„Die Quittung abgeben, ſonſt müſſen Sie unendlich lange warten!“ lächelte Herr von Lüden, mehr an Eva gewandt, „darf ich ſie mitnehmen? es iſt wohl etwas ſchwierig, ſich hier durchzuwinden!“ und er ſtreckte die Hand nach Mariechens ſorglich gehütetem Kleinod aus.

Aber ſo leichten Kaufs gibt keine Oſtpreußin ein anvertrautes Gut heraus, die hochgeröteten Finger retirierten mitſamt dem wertvollen Papier auf den Rücken: „Nichtschen da!“ ſchüttelte ſie das kräftige Haupt, mit einer Miene, in welcher Wohlgefallen und Mißtrauen um den Sieg ſtritten, „die gnädige Frau hat extra verboten, daß wir das Zettelchen aus der Hand geben ſollen!“ und gleichzeitig fuhr ihr Geſicht mit jäh erſchrockenem Ausdruck nach Fräulein Eva herum. „Au'chen, mein Fuß!...“

„Aber Mariechen, geben Sie doch ſchnell!“ ſtotterte Fräulein von Hoheneich, glühend wie eine Zentifolie, und, ſich an Lüden wendend, fuhr ſie entſchuldigend, mit reizender

Schüchternheit fort: „Sie ſind ſehr liebenswürdig, uns zu helfen, ich danke Ihnen herzlich dafür!“

Der junge Dragoner nahm lachend die Quittung in Empfang: „Keine Urſache, meine Gnädigſte!“ und ſein Blick ruhte dabei in dem ihren, und haſtig drängte er ſich durch die plaudernden Herren nach dem Bureautiſch. Mariechen aber beſtürmte das Ohr der jungen Dame teils mit Vorwürfen, teils mit entzückender Anerkennung über das „natte, hübſche Offizierchen“ — aber ſie hob ſich dabei auf die Fußſpitzen, und behielt ihn ſcharf im Auge. „Ach, waschen! Trauen darf man hier in Berlin keinem Menſchen!“

An die Wand gelehnt ſtand der Premierleutnant, und blinzelte durch eine Lücke all der diverſen Kopfbedeckungen nach dem famoſen kleinen Backfiſch hinüber; die Zeit ward ihm nicht lang, er hatte auch gar keine Eile mehr, den Mylord durch den Tiergarten zu tummeln.

„Major von Hoheneich!“ rief's endlich von dem Büreau herüber.

Tief aufatmend antwortete ein helles Stimmchen „Hier!“ und aller Köpfe wandten ſich frappiert um, den allerliebſten kleinen Major anzuſchauen.

Ach, welche Verlegenheit! Vor Evas Blicken tanzten all die lachenden Geſichter wirr durcheinander, ſie ſah nur, daß der Dragoner ihr das weiße Papier entgegenreichte, und dazu ſagte: „Bitte, in das Nebenzimmer, gnädiges Fräulein, dort wird ausbezahlt!“

Und Mariechen nahm kuragiert die Direktion und steuerte nach dem angewieſenen Zimmer.

Eva ſah an einer langen Tafel einen Herrn ſtehen, welcher viele Geldſtücke vor ſich liegen hatte, ſie trat haſtig auf ihn zu, reichte treuherzig ihr Papier hin und ſagte: „Bitte, geben Sie mir das Geld!“

Jäh entſetzt ſtrich die alte Exzellenz den bedrohten Reichtum zuſammen.

„Dort iſt die Kaſſe, mein Fräulein!“ winkte er eifrig ab, und Eva ſtotterte ein kaum hörbares: „Ach, Pardon!“ und gelangte endlich mit brennenden Wangen zu der väterlichen Gage.

Mariechen rettete die Barſchaft auf einen Nebentiſch, rechnete hörbar und gewiſſenhaft bis auf den letzten Pfennig nach, und brachte das Richtigbefundene mit viel ängſtlicher Umſtändlichkeit im großen Portemonnaie und der allertiefſten Kleidertaſche unter.

Währenddeſſen war auch der Dragoner eingetreten, hatte ſchnell ſein Geld empfangen, verbindlich die Damen gegrüßt, und klirrte nun gemächlich und etwas zögernd die Treppe hinab.

Eva und Mariechen folgten. Vor ihnen her, bei jedem einigermaßen denkbaren Anlaß den Kopf wendend, ging Herr von Lüden.

„Es iſt ſchon ſehr ſpät, Mariechen, wir müſſen Pferdebahn fahren,“ ſagte Eva noch immer etwas atemlos, und Mariechen hob mit viel Aktion die Füße und ſetzte ſich in

Trapp. „Dann aber ſchnellchen, da hält gerade eine! o, und das hübſche Offizierchen ſteigt auch auf!“

Eva wollte zurückſchrecken, aber die biedere Oſtpreußin

ſchrie dem Kondukteur ein ſchmetterndes „Halt'chen!“ zu, ſchwang ſich auf und drängte nach einem Sitzplatz.

Der Wagen ſetzte ſich ſchon in Bewegung, als Eva ihn erreichte.

„Bitte, ſchnell, mein gnädiges Fräulein!“ rief Lüden,

reichte der jungen Dame die Hand entgegen, und half ihr ritterlich, ſich emporſchwingen.

Wie ein elektriſcher Strom durchzuckte Eva die Berührung ſeiner Hand; groß, ſekundenlang nur, und doch undefinierbar in der Fülle des Ausdrucks leuchteten die blauen Augen zu ihm auf — — „Danke ſchön!“ ſtammelte ſie faſt entſetzt, und verſchwand haſtig im Innern des Wagens.

„Ei, du liebes Gottchen!“ ſchrie ihr Mariechen entgegen, „das blaue Geſallchen hat Ihnen ja zuerſt die Hand gegeben!“ und ſie ſtarrte regungslos auf den jungen Offizier, welcher ſich ganz harmlos ſeine Zigarre anzündete, und gerade bei ſich dachte: „Wie wunderlich guckt mich denn das kleine Majorchen an? Wenn ſie noch aufgeſchrieen hätte, würde ich glauben, ich hätte ihr einen Finger ausgeriſſen, das Geſicht war ganz danach! Aber famoſe Augen, reine Hexenaugen! . . . hm — und Hoheneich heißt ſie!“

Da fing die Zigarre Feuer und glühte hell auf! — —

— — — — — — — — — — — — — — — —

Exzellenz von Lüden ſaß mit dem Opernglaſe am Fenſter und beorderte jeden Paſſanten zu ſtrenger Kritik, ſein Sohn lag ihm gegenüber im Seſſel, hielt die Zeitung verkehrt in der Hand und las nicht. Sein Blick ſtarrte auf die ſchwarzen Buchſtaben hernieder, bis ſie wie ein wirres Ameiſenheer durcheinander ſchwirrten, und ihm boshafte kleine Fratzen ſchnitten, da ließ er das Papier kniſternd herniederſinken, blickte ſchnell auf und fragte: „Papa, kennſt du nicht einen Major von Hoheneich?“

Der General hatte gerade das Glas vor den Augen und ärgerte ſich über ein paar unvorſchriftsmäßige Leutnants. „Ja, den kenn ich“ — nickte er, „ein ganz unglaublich verrückter Kerl, der Hoheneich — — hm — nun ſieh dir bloß mal dieſe Bengels da unten an! Die reinen Kommisſtiefeln und nicht mal Stege an den Hoſen — —“

„Verrückter Kerl?“ fuhr der Dragoner auf, ohne nur den kürzeſten Blick auf die Straße zu werfen: „Mein Gott, inwiefern denn, Papa?“

„Spielt nicht mal Skat, und raucht nicht!“ knurrte Exzellenz, ſich weit vorneigend, um die beiden patentierten Stützen der deutſchen Reichsarmee mit entrüſteten Blicken zu verfolgen, „außerdem kommt er ſehr ſelten, der Hoheneich. Nun ſchlag mir einer 'nen Türken tot, Karl, jetzt ſieh dir bloß mal das Frauenzimmer da unten an! wiegt mindeſtens drei Zentner und hängt ſich eine feuerrote Schabracke auf den Buckel, Skandal! — der reine Skandal!“ — —

„Aber beſtes Papachen, wenn das die ganze Verrücktheit iſt!“ lachte der Premierleutnant höchlichſt ergötzt, „da finde ich nun gar nichts bei!“ —

„So — ſe ſoll ſich wohl noch einen Schellenbaum dazu auf den Kopf ſtecken?“ kollerte der alte Herr, „damit die Straßenjungens Rad neben ihr her ſchlagen —!“

„Aber Papachen — ich rede ja vom Major Hoheneich!“ amüſierte ſich Karl, „das Frauenzimmer da unten auf der Straße finde ich noch viel gräßlicher wie du — —“

„Von Hoheneich? Was intereſſiert dich denn das alte

Murmeltier plötzlich ſo ſehr?“ . . . Exzellenz hob abermals das Opernglas. „Heiliger Sebaſtian, ſiehe dein Volk an! — Iſt ja ein infamer Lümmel, der Konditor da! Ich kanns in den Tod nicht leiden, wenn die Kuchen ſo offen über die Straße getragen werden, — was alles drauffallen kann! — Denk dir, allein von ſo 'nem Baugerüſt, oder aus dem Fenſter raus, ohne daß der Betreffende ‚Kopf weg‘ ſchreit! Gott ſoll mich bewahren, daß ich jemals von ſo einer Torte eſſen muß!“ Und Exzellenz ſtellte das Opernglas mit energiſchem Ruck auf das Fenſterbrett, und machte eine Handbewegung wie der große Devrient, wenn er ſagte: „Des Daſeins ganzer Jammer faßt mich an!“

Der Dragoner aber ſtand in tiefen Gedanken, ſummte eine Melodie, welche ſelber nicht recht wußte, wie ſie zu der Ehre kam, und griff mechaniſch nach ſeiner Mütze.

„Ich muß ins Reithaus, Papachen, bis vier Uhr drillen, und dann zu Tiſch! Heute abend auf Wiederſehen! Sag' mal, wann gehſt du denn wieder in den Klub?“

„Morgen, mein Junge, Kniebuſch meinte, wenn ich den ganzen Weg mit der Droſchke fahre, könnte es nichts ſchaden!“

„So; weißt du was, ich begleite dich!“

Der General richtete ſich mit jäher Bewegung empor, riß die Augen weit auf, und ſtarrte den jungen Mann an, dann warf er einen ſchnellen Blick auf das Wetterglas und ſchüttelte den Kopf. „Es ſind nur acht Grad Wärme und bedeckter Himmel — alſo einen Sonnenſtich kannſt du nicht

gut haben! Aber richtig iſts auch nicht mit dir! Du freiwillig in den Klub? Kniebuſch! Heda, Kniebuſch! mach' mal einen Strich in den Kalender!"

Karl lachte und ſchüttelte des Vaters Hand. „Dann fang' bei dem ‚Erſten' an, Papa, unterſtreich ihn, mach ein Kreuz dabei und ſchreibe daneben: ‚Prima vista!"

„Karlchen — Junge — Goldjunge!" — Exzellenz öffnete die Arme und ſchloß den jungen Mann ſtürmiſch an ſich, „du machſt gerade ſo einen verrückten Eindruck, als ob du verliebt wärſt!"

„Gott bewahre, Papachen — ſo ſchnell geht's nicht! Nur leicht bleſſiert — Streifſchuß! . . . Amor, der gottvergeſſene kleine Gardeſchütz, hat heute keine ſichere Hand gehabt! ſtatt mich unheilbar mitten ins Herz zu treffen, hat er nur meinen geſunden Verſtand ein bischen — angekränkelt! — Nonsens — ich werde den Burſchen mal am Ohr nehmen! — — Adieu, Papachen — in einer Stunde erwarteſt du mich alſo im Café Bauer — eine Treppe hoch — wie immer!" Und mit einem kordialen Reitgertenklapps auf Kniebuſchs breiten Rücken wandte ſich der Premierleutnant nach der Türe, um in gewohnter Haſt hinter ihr zu verſchwinden.

„Kniebuſch," ſagte Exzellenz ernſthaft, blies ein paar Dampfwolken, und zeigte mit dem Daumen nach der Tür, „was hältſt du davon, alter Maulwurf, he?"

Kniebuſch legte den Finger an die Hoſennaht, machte ein martialiſches Geſicht und entgegnete: „Es riecht ſengerich, Exzellenz!" — —

Das gnädige Fräulein ſaß vor dem Toilettentiſch und friſierte ſich; Mariechen ſteckte vorſichtig den Kopf durch die Tür und rekognoszierte, dann trat ſie ein.

„Lieb's Fräuleinchen — eben komm ich vom Markt — die Hundert ſind voll!"

Eva horchte auf. „Und ſchon einem die Hand gegeben?"

„I Gott bewahre, ich trug ja die Petroleumkanne und's Fiſchnatzchen, und war ſehr in Eile, aber wenn Sie wüßten, lieb's Fräuleinchen, wem ich begegnet bin —!" Und Mariechen kam geheimnisvoll näher, neigte ſich dicht zu dem errötenden Geſichtchen der jungen Dame und flüſterte mit unterirdiſchem Blick: „Das blaue Geſallchen von neulich! und hinter ihm ein anderer, auch in einem Militärmantelchen, der trug die Schlittſchuhe!"

„Schlittſchuhe?“ ſchrie Eva faſt auf, „ach, du lieber Gott, Mariechen, eben will ja Papa auch mit mir auf das Eis gehen!“

„Waſchen? aufs Eis?“ und die wackere Beherrſcherin der Kochtöpfe ſchlug die Hände zuſammen, „aber das nenn' ich einen Zufall! ſchnellchen doch! die Fingerchen wag, ich hake Ihnen das Kleidchen zu!“ und in fliegender Haſt bemächtigte ſie ſich der überraſchten jungen Herrin, legte ihr das „Kragelchen“ um und knüpfte Bänder zuſammen, die abſolut nicht für einander beſtimmt waren, holte die Schuhe herzu und verwechſelte ſie in der Eile, und zwiſchendurch jammerte ſie nach ihrer Fleiſchbrüh' draußen, die überſchießen wird, und nach jenem „auf alle Fälle“ geliebten Unbekannten, den die hundert Schimmel verheißen haben, und nach ihres Fräuleins „nattem Offizierchen“, das womöglich ſchon wieder weg iſt, ehe Fräulein Evchen nur hinkommen wird.

Da klopfte es an der Tür.

„Eva, ich bin ſchon in Mantel und Hut!“ rief der Major mit leicht bedeckter Stimme, hielt eine belegte Semmel in der Hand, und zog ſich auf des Töchterchens atemloſes „ſofort“! behaglich wieder an den Frühſtückstiſch zurück.

„Hetz doch das arme Wurm nicht ſo!“ grollte die Majorin Mutter, „wenn ſie ſich ſo abraſt, kann ſie ſich den Tod auf der zugigen Rouſſeauinſel holen!“

Der Major ſchenkte ſich noch einen Likör ein.

„Proſit, Mutterchen! Das Mädel muß ſich an mili-

täriſche Präziſion gewöhnen, ſonſt gibt's mein Lebtag keine Offiziersfrau! — Ah, da biſt Du ja, Evchen, heute ſchon beim ‚Locken' zur Stelle? Sonſt mußte ich ja immer das Vollſignal blaſen! Hier, trink mal, zur Belohnung! Kann nichts ſchaden vor dem Schlittſchuhlaufen!"

„Aber Männchen, ich bitte dich, dieſes ſtarke Zeug —"

„Iſt ja nur ein Fingerhut voll! Vorwärts Evchen, ſind acht Grad Kälte heut!" — —

Und Fräulein von Hoheneich war eine gehorſame Tochter.

* * *

Wer von meinen verehrten Leſerinnen noch keine Schimmel gezählt hat, der hole das Verſäumte ſchnell nach, denn es iſt, „weiß Gottchen," kein Unſinn damit, verſichert Majors Köchin jedem, der es hören will, und ſie erzählt dazu zwei Geſchichten, die ihres gnädigen Fräuleins, und die ihres eigenen Schickſals. — Das Fräulein Evchen hat noch keinen Winter mit ſo viel Paſſion Schlittſchuh gelaufen, wie dieſen, und einen ſchönen Tages, als es wieder klingelte, da ſtand das „blaue Geſallchen" vor den weitaufgeriſſenen Augen der braven Oſtpreußin, und machte feierliche Viſite. Und es klingelte noch öfters, und es war immer wieder derſelbe, der kam. Und wie es Mariechens Scharfſinn ahnte, ſo geſchah es. Ganz urplötzlich wurde ſie am Sonntag vormittag in die Weinhandlung geſchickt, und mußte Champagner zu Tiſch beſtellen. Die Frau Majorin rührte währenddeſſen noch flink eine Hummermayonnaiſe, das Stubenmädchen mußte zum Konditor, und als Mariechen zurückkam, und

brennend vor Neugier zu ihrem lieben Fräuleinchen laufen wollte, um „ihr vielleicht etwas anzumarken" — und die Tür leiſe öffnete — ei du liebes Gottchen! Da ſah ſie das blaue Geſallchen Arm in Arm mit Fräulein Eva ſitzen, ſo kreuzfidel und ſtrahlend, wie einer, der ein volles Recht

dazu hat, und vor ihnen ſtand der Sekundaner Richard, hob gravitätiſch den Arm und ſang: „Sie iſt die Ruh, ſie iſt der Frieden, ſie iſt vom — Schimmel dir beſchieden!" — und der Major und ein alter grauköpfiger Herr, welcher neben ihm ſtand, lachten hell auf, und nannten den Richard einen Blitzjungen! —

Da wiſchte ſich Mariechen heimlich die Augen, nickte leiſe vor ſich hin und murmelte: „S'iſt alſo eingetroffen, Fräulein Evchen — ihren, und ich — meinen!" und ſie blickte glückſelig auf einen gewaltigen Siegelring an ihrem Mittelfinger, welchen ihr der Schutzmann Röhrich jüngſt an den Finger geſteckt hatte. Ja, der Schutzmann war Witwer, und als ſie bei Glatteis mitſamt ihrem Marktkorb urplötzlich auf

dem Potsdamerſtraßenpflaſter geſeſſen hatte, da war Röhrich zugeſprungen, hatte ihr aufgeholfen, und ihr als erſter nach den hundert Schimmeln die Hand gereicht — — „und Amor, dieſes loſe Kind, trug den Pfeil, geſchwind, geſchwind!“

Alſo bitte, meine verehrten jungen Leſerinnen, nehmen Sie ſich dieſe zwei Beiſpiele zu Herzen, und zählen Sie Schimmel! — —

Aus der Jugendzeit.

I.

Mein Peter!

Motto: Sag mir das Wort, das so gern ich gehört,
lang, lang ist's her . . .

Ich war Leutnants jüngstes Töchterlein, seit vier Jahren schon die kleine, schreiende, verzogene Notwendigkeit des häuslichen Glückes, die dominierende Achse des ganzen Haushaltes, Regen und Sonnenschein in einer Person, das Nesthäkchen par excellence, das ein freundliches Schicksal in recht behagliche Wiege gebettet, auf recht wohlgeprägtem Wappenschild der Welt präsentierte, und er, mein Peter? — Nun, wer von meinen verehrten Leserinnen jemals einen kleinen Einblick in die „strategische Wissenschaft einer Offizierskinderstube" getan, wird sich nicht wundern, wenn hierin die Extreme in grellen Farben spielen, und es höchst begreiflich finden, daß „mein Peter" der dazu gehörige Bursche war.

Ich erinnere mich nicht vieler Begebenheiten und Physiognomien aus dieser frühesten Kindheit, aber mein Peter steht so klar, so deutlich, so wundervoll strahlend in Treue und Güte vor meinem geistigen Auge, daß ich wohl

imſtande wäre, ſein Porträt mit exakten Linien zu malen, mit Farbe ſowohl wie mit Tinte, — und um Erlaubnis zu dieſer letzteren Art bitte ich heute, — denn Peter, mein Peter hat es redlich verdient!

Unſere erſte Entrevue fand im Hofe, neben dem viereckigen, ehrwürdigen und grünbemooſten Brunnenhauſe ſtatt, woſelbſt ich in unbewachten Augenblicken mit Vorliebe meiner Reinlichkeitsliebe an kühn entwendeten Foulards oder Spitzenärmeln meiner Mama freien Lauf ließ — allerdings meiſtens unter dem Motto: „Doch es verkennt die Welt mein Streben, und tadelt, wo ich Lob erhofft!“ Der Rückzug aus dem Reich dieſer wäſſerigen Illuſionen war meiſt ein recht kläglicher. Aber doch war es hier, wo mein Peter die erſte Barrikade meines Herzens im Sturme nahm. Vor mir ſtand der ſteinerne Brunnentrog, in welchem unſerer Bonne zierlich garnierte Morgenhaube, ſowie meine ſoeben extra dazu ausgezogenen Schuhe und Strümpfe der verheerenden Waſſertraufe harrten, um unter derſelben, mit energiſcher Unterſtützung ſeitens meiner eifrigen Hände, ihr kurzes, duftiges und peniblés Daſein zu beſchließen; — aber der Himmel hatte ein Einſehen, ließ den Brunnenſchwengel ſo hoch emporragen, meine kleinen Arme aber ſo eigenſinnig und doch ſo vergeblich danach langen, daß Haube, Schuhe und Strümpfe gewiß hoffnungsvoll aufgeatmet hätten, wenn ſich nicht in dieſem Augenblicke des Pferdeſtalls „doppelt geöffnetes Tor“ aufgetan hätte, um mir einen baumſtarken, rieſengroßen Helfershelfer — meinen Peter!

bien à propos — zu ſenden! Ja, da kam er mit den beiden Stalleimern über das Pflaſter geſchritten, ſo groß, daß ich nur jenen einen ſchleierhaften Begriff der größten Größe: „wie ein Elefant“ in Anwendung zu bringen wußte, und mit einem blondſtruppigen, rotwangigen Kopf auf den breiten Schultern, wie ich ihm bis dato nie zuvor in gleich robuſter Weiſe begegnet war. Hohe Stiefeln hatte er an, und einen blauen Huſarenrock, welcher gewiß berechtigtere Intimität mit dem Brunnentrog gehabt hätte, wie Fräuleins nagelneue Spitzenhaube, und ſeine Füße waren ſo imponierend, daß ſich gleich drei Pflaſterkarrees auf einmal unter der Sohle verkrochen, o, und die Hände! Ich war überzeugt, ſie hätten ſich wie ein immenſes Gewölbe über meiner ganzen, reputierlichen Perſönlichkeit geſchloſſen, hätte mich ihr Beſitzer — auf Händen tragen wollen! — Jetzt richteten ſich die hellblauen, runden, außerordentlich treuherzigen Augen auf mich, ein verſtändnisinniges Lächeln zog den breiten Mund noch breiter, wie rotlackierte Äpfel leuchteten die Wangen zu ſeinen beiden Seiten, ſich ſo gewaltig aufpuſtend, daß die kurze, dicke Stumpfnaſe nur noch wie eine Erinnerung aus dem Meer der Vergeſſenheit daraus emportauchte. — Dann nickte er mir halb verlegen, halb ermutigend zu, und fragte: — „Kannſt wohl nich' an' Schwengel 'rann?“ — Ich zog den Finger, welchen ich während meiner Betrachtungen in den Mund geſteckt hatte, wieder an das Tageslicht, fand Peters Kombinationsvermögen höchſt frappierend, und nickte meinerſeits.

„Dann man vorwärts — hoppela!“ und Peter ſtellte die Stalleimer hin, faßte mich, ohne jegliche Prüderie, mit einer Hand wie einen jungen Dachshund an meiner dicken Kleiderſchärpe, und adieu Madrid! ging's hoch in die Lüfte, ſo hoch, daß ich ſogar das flachsgelbe Haupt meines neuen Freundes aus der Vogelperſpektive herab betrachten konnte.

Ein helles Jubelgeſchrei verſicherte Peter, wie höchſt allerliebſt ich ſeine Art und Weiſe, Bekanntſchaften anzuknüpfen, fand. „Nochmal!“ — kommandierte ich, als ich, kaum zur Erde zurückgekehrt, meine ſchwindelnden Sinne geſammelt hatte, und Peter ſtrahlte vor Vergnügen, hielt mich hoch über das Brunnenhaus, daß ich vor Wonne mit allen Gliedern zappelte, und begann abermals die Konverſation. „Siehſte, wie de fliegen kannſt, Päby! Grade wie 'n Spatze uff'n Dach dort — noch höcher willſte? Dann muß ich ja uff'n Brunnentrog klettern! nee! is genug ſo! fang dich man den Schwengel.“ — Und dabei ließ er mich ein wenig herab, daß ich meine Hände ganz dicht ſchon an dem Holzgriff hatte, aber immer, ehe ich zufaſſen konnte, gab mir Peter einen ſo kühnen, unverhofften Schwung, daß ich mich plötzlich wieder weit aus dem Bereich dieſer Möglichkeit entrückt ſah.

O, das war ja ein fabelhaft amüſanter Menſch, dieſer Peter, ſo geiſtreich war ich denn doch lange nicht unterhalten worden, ſo gute Einfälle hatte ſelbſt Papa nicht, der mich höchſtens auf ſeinen Kopf oder auf die Schulter ſetzte und dann etwas mit mir durch die Stube galoppierte, das war

lange nicht ſo überraſchend, ſo ſpannend und originell wie Peters eigenartige Methode! — Ich patſchte ihn auf den

Kopf, zauſte ſein Haar, ſtrampelte jauchzend gegen ſeinen Schnürenrock, und bot meinen vollen, Mark und Bein durchdringenden Sopran auf, um die Lebhaftigkeit der ganzen

Szene nach allen Seiten hin zu unterſtützen. — Aber o weh! — In der Gartentür erſcheint — das Romanbuch in der Hand, das Antlitz gerötet vor Entrüſtung über meinen Anblick, Mademoiſelle, das verkörperte Schickſal, welches „im ſchönſten Moment“ auch „meinem Traum ein Ende“ machte. — „Mais fi donc, monsieur Peter? ſeien er verrückt? was unterſtehen er ſik zu plaisanter mit Baby?“

Ja, da ſtand mein armer Freund, wie mit kaltem Waſſer begoſſen, neigte ſein erglühendes Haupt und legte die Daumen an die Hoſennaht. „Ich wollte den Päby an den Schwengel 'ran laſſen!“ ſtotterte er entſchuldigend.

Da ſtürzte ſich Fräulein an den Brunnentrog und zog mit gellendem Weheſchrei ihr roſiges Morgenhäubchen, meine Schuhe und Strümpfe hervor. „Sot que vous êtes! Dummes albernes Menſch er! noch helfen wird er bei ſolche impertinence? Hat er nicht Augen zu ſehen, wie Bäby will ſetzen en scéne ſeine méchanceté?

O, ik werden gehen zu monsieur le baron, und ihm geben Avis über ſeine Huſars, o, ik werden es tun, soyez bien sûr, monsieur le nigaud!“ — — Und ihm die waſſertriefende, jämmerlich alle Roſaſchleifen und -ſchleifchen von ſich ſpreizende Haube als drohendes Wahrzeichen unter der Naſe herſpritzend, faßte mich Mademoiſelle mit eiſernem Griff am Arm, und ſteuerte unter vollen Segeln direkten Wegs zum elterlichen Tribunal.

Was half mein zorniges Schreien und Sträuben? Der Schwächere hat immer unrecht. Aber ich haßte ſie nun ebenſo

bitterlich, wie ich meinen armen mißhandelten Peter verehrte, und der erſte Beweis dafür war, daß ich der Mademoiſelle ein rohes Ei in die Kleidertaſche bugſierte — auf welchem ſie während der ganzen Dauer des ſonntäglichen Gottesdienſtes andächtig geſeſſen, und deſſen Folgen recht „fühlbare“ für mich wurden! Und daß ich andererſeits als Zeichen meines unbegrenzten Vertrauens dem Peter mein Lieblingspuppenkind zur freudigen Überraſchung auf den Haferkaſten ſetzte: enfin ich machte durchaus kein Hehl aus meinem Haß und meiner Neigung.

Und wieviel Gelegenheit wurde mir geboten, meinen Peter mit glühender Energie zu verteidigen! Wurde ich im Hauſe vermißt, fand man mich ſicher im Pferdeſtall, woſelbſt mir Peter mit rührender Geduld allerlei höchſt geſchmackvolle Spielſachen fertigte, kleine Männchen aus Kartoffeln, eine Pfeife aus Weidenholz, dito Knallbüchſe, o — und aus einem Kürbis ſogar einen Kopf mit feurigen Augen, welcher ja ganz unglaubliche Effekte bei meinen „Diſtanzfreunden“, den Straßenkindern erzielen wird! Ja, Peter war ein intelligenter, ein ganzer Mann, und das wollten die albernen Leute in der Küche gar nicht glauben, und ſagten: „Du ſollſt nicht mit dem Peter ſprechen, der iſt ein dummer Pferdeburſch! pfui, wie er ausſieht, wie ein rechter Schmierfinke!“ Das war nun Anſichtsſache! Ich war ja durchaus nicht blind in meiner hohen Meinung über Peter, und fand, daß ihm ſeine Kleider recht wunderliches Faſſon gaben und oft die halbe Wandtünche ſpazieren führten, aber waſchen

und kämmen tat er ſich ganz aus eigenem Antrieb, ohne zu ſchreien wie gewiſſe andere Leute, und das wußte ich durch folgende Erfahrung!

Ich hatte in einem Anflug von langer Weile Peters gepflaſtertes Reich einer genauen Viſitation unterworfen, und entdeckte, derweil mein Freund eifrigſt an dem Zaumzeug putzte, ein zuſammengewickeltes Papier auf ſeinem bunt bemalten Koffer, welches mir intereſſant zu erforſchen ſchien! Ich öffne behutſam — und — o Wunder! Da ſehe ich einen ganz delikaten dunklen Gelee mit gelblichen Körnchen eingewickelt ... ſicherlich Brombeerkonfitüre, wie ſie Mama in dem Speiſeſchrank ſtehen hat! Wie häßlich von Peter, mir ſolche Koſtbarkeit vorzuenthalten! Heimlich, ganz heimlich laſſe ich meinen Zeigefinger Mäuschen ſpielen, und — na, kurz heraus, ich naſchte mit vollen Backen! Aber o weh ...! Ein Schrei des Entſetzens läßt Peter wie elektriſiert emporſpringen, er ſieht mich mit weit aufgeſperrtem Mund und weit abgeſpreizten Händen, jämmerlich weinend und pruſtend neben ſeiner Truhe, neben dem weißen Papier ſtehen. — „Alle Dunnershagel! da hat ſe doch weiß Knöppchen de Schmierſeife erwiſcht!“ und er ringt verzweifelt die Hände und jammert: „Das Deiwelszeug! — ſoll's doch dem Wachtmeiſter mitſamt der großen Wäſche zweiundzwanzigmal in die Knochen fahren!“ — Und er nahm mich auf den Arm und fing wie ein Raſender an zu tanzen und zu pfeifen, mit angſtverſtörten Mienen.

Natürlich, mein Geſchrei hatte das Haus alarmiert, ich

wurde ermittelt, und Peter, der arme, unſchuldige Peter, wurde wieder die Zielſcheibe jeglichen Zornes; geſenkten Hauptes, Tränen in den Augen, ſtand er ſchweigend da, und hörte es tief betrübt mit an, wie ſeinem geliebten „Päby“ nun ein- für allemal, bei harter Strafe, jeglicher Beſuch im Pferdeſtall unterſagt wurde.

Und wirklich, man hielt mich unter ſtrenger Haft, nur vom Fenſter aus ſah ich meinen Peter wehmütig zu mir empornicken, wenn er die Eimer am Brunnen füllte, und dann machte er eine Handbewegung und ein Geſicht, als ob er immer noch wiederholte: „Oh das Deiwelszeug, das!“. — — —

Die Menſchen ſahen nur, was vor Augen war, Peter als den ungefügen, tölpelhaften Stallburſchen, in der verwachſenen Drelljacke; das freundliche Schickſal aber hatte

ſchärfere Augen und ſchaute durch dieſe verpönte Drelljacke in ein redliches, goldgetreues Herz, welches voll Kummer und Sehnſucht nach dem geliebten Päby bangte, und darum erbarmte es ſich, und ließ über Peters ſtrohgelbem Haupte einen Tag heraufdämmern, welcher einen jähen, ſonnenhellen Umſchwung mit ſich brachte.

Es war ein heißer Sommernachmittag, Mademoiſelle ſaß in der ſchattigen Gartenlaube und lehrte meiner älteren Schweſter einen feuerroten Waſchlappen ſtricken, dieweil ich mich bemühte, aus lauter langer Weile dem getreuen Hühnerhund im wahren Sinne des Wortes „Sand in die glänzenden Augen zu ſtreuen“. Bravo hatte zwar eine Engelsgeduld, aber ſelbſt ſeine Aufopferung krümmte ſich, wenn man ſie trat, er ſprang empor, bellte ſehr indigniert, und entfloh ſeinem kleinen Quälgeiſt. Die Hoftür wurde ſeit der Brunnenbekanntſchaft ſtets verſchloſſen, um meine Viſiten bei Peter zu verhüten, aber o Wunder, heute ſtand das Gartentor, welches hinaus auf die nachbarlichen Wieſen führte, weit offen, und Bravo jagte hindurch, und bellte ſo verlockend, daß ich voll Wonne von ſeiner Einladung, ihm in die Freiheit zu folgen, Gebrauch machte.

Wie höchſt intereſſant ſchien mir dieſe fremde Umgebung! Ich ſuchte mir Blumen auf der Wieſe, und ſtand plötzlich am Rand eines Waſſergrabens, welcher mit kühl ſchimmernden Wellen an die ſteilen Ufer ſpülte. Drunten aber, an dem Ufer winkten gar holde, blaue Vergißmeinnichts! Ich weiß mich noch zu erinnern, daß ich mich bückte, daß ich die Blume

bereits in der Hand hielt — und da — da ſah ich in das Waſſer und ſah drunten in den zitternden Wellen ein Geſicht — ein wirklich, menſchliches Geſicht! Ich ſchrak zurück — taumelte — und dann ward es kalt, entſetzlich kalt um mich her —

„Aber Päby! Ei du mein Heiland, über den Schrecken!“ hörte ich plötzlich eine Stimme, und wie ich die Augen aufmachte, da ſah ich Peter, der hatte mich auf dem Arm, und ſah ganz bleich aus, und weinte dicke Tränen, und ich fühlte, wie das Waſſer mir aus den Haaren über das Geſicht lief, und hörte Mademoiſelle ganz dicht neben mir entſetzlich lamentieren — da war ich müde, und machte die Augen wieder zu.

Dann erinnere ich mich, daß ich in meinem Bettchen lag, und Peter ſaß neben mir und hatte einen ſehr bunten Zappelmann aus Papier in der Hand, und alle waren ſehr höflich zu ihm, und Mama kam herein und nickte ihm freundlich zu, und ſagte: „er ſei ein guter, braver Menſch, und er habe mir das Leben gerettet,“ und ſie reichte ihm die Hand hin. Peter aber war ſehr rot und verlegen, und nahm die Hand nicht, ſondern ſagte: „Nee, gnäd'ge Frau, darum habe ich's nicht getan!“ Dann drückte mir Mama etwas ſehr blankes in die Finger und ſagte: „Dann ſoll ſich Bäby ſelbſt bedanken,“ und ſie legte meine Hand in Peters gewaltige Fauſt. — Da nahm er's, und drehte ſich zur Seite und wiſchte ſich mit dem Jackenärmel über die Augen.

Seit der Zeit war nun Peter ſehr oft in der Kinderſtube, und alle hatten ihn ſehr gern und ſagten: „Der iſt die beſte

Kindermuhme, und für ſein Bäby geht er durchs Feuer!“ — Er ganz allein durfte mich im Winter Schlitten fahren, und wenn es recht viel im Haus zu tun gab, dann führte er mich ſogar ſpazieren.

O und wie verſtand er es, mich durch ſtets neue, originelle Einfälle zu entzücken! War ich müde, und ſtreikte ich hie und da auf unſeren kurzen Promenaden, ſo gab es ein Transportmittel, welches Peter ſich ebenſo geiſtvoll wie eigenartig ausgedacht hatte. Er ſtellte ſeinen großen, großen Fuß mit den hohen, rindsledernen Stiefeln vor mich hin, ließ mich darauf klettern, und ſagte: „Na, nun halt dich man feſte, Päby!“ worauſhin ich ſeinen Kanonenſtiefel wie anno dazumal Simſon die Säulen des Tempels, mit den Armen umſchlang, und laut jauchzend die ſeltſame Reiſe antrat. Langſam und gravitätiſch, mit ellenlangen Storchſchritten hob nun Peter die Füße, und je mehr ich balancierte und krähte, deſto mehr wurde das Tempo beſchleunigt, bis ich mich plötzlich auf ſeinen Arm emporgehoben fühlte, und ein ſtürmiſches Galoppieren mir vorerſt das Mäulchen ſchloß.

Als ich ſpäter in der Naturgeſchichte gelehrt bekam, daß kleine Wandervögel oft auf dem Rücken der größeren ihre Reiſe machen, da fiel mir mein Peter ein, und ich ſah mich im Geiſte wieder auf ſeinem Stiefel ſtehen, den Kaſernenhof überſchreitend. Noch eine andere Erinnerung iſt mir lebhaft im Gedächtnis geblieben.

Es war an einem Sonntagnachmittag, die Eltern auswärts zum Diner, Mademoiſelle bei einer guten Freundin

zum Kaffee geladen, meine Schweſter in einer Kindergeſellſchaft, für welche ich noch nicht würdig befunden war, und infolgedeſſen mit dem Kindermädchen allein zu Haus blieb. Natürlich verlangte ich nach den launigen Unterhaltungskünſten meines Peters. Aber Peter, der ungetreue Peter hatte bereits über dieſen Nachmittag verfügt, er wollte in das Theater gehen! — Da war nämlich eine umherziehende Künſtlergeſellſchaft in unſere kleine Garniſon gekommen, hatte mit allerhöchſter Erlaubnis in dem alten Reithaus den Thespiskarren aufgefahren, und gab heute eine Nachmittagsvorſtellung, an welcher ſich Peter klaſſiſch zu bilden gedachte. Ich weinte und ſchrie herzzerreißend, Peter kraute ſich hinter den Ohren, und das Kindermädchen ſagte: „So nimm den kleinen Schreihals doch mit dir, Peter, 's merkt's ja kein Menſch!“ — Da nickte Peter und ſagte: „Was ſoll es denn dem Päby auch ſchaden, um ſechs Uhr ſind wir ja wieder da!“ Und man nahm einen großen, karrierten Doppelſchal — es war im Herbſt! — wickelte mich hinein, und ſeelenvergnügt ging es nun auf Peters Arm in das nahegelegene Reithaus. An der Kaſſe wurde erſt über mich verhandelt. „Wie alt iſt ſie denn?“ fragte eine Dame, von welcher ich nur einen rieſigen Federhut mit blauem Schleier hinter dem Guckfenſter erblickte.

„Vier Jahre und noch keinen Mann!“ ſchrie ich eifrig aus meinem Tuch heraus, denn alſo hatte es mir ein übermütiger Onkel Leutnant eingelernt. Man lachte, und Peter ſtolperte haſtig eine hölzerne Treppe mit mir hinauf. „Biſt ſtille,

Päby!" ſagte er mit rotem Kopf, „die lachen uns ja ſonſt aus, die Musjö Komödjanten!" und er nahm mir das Tuch ab, und ließ mich auf die Erde gleiten. Da ſtanden wir in großem Menſchengedränge; alles ſchrie und rauchte und lärmte um uns her; und Peter begrüßte ſeine Kameraden und ſchüttelte ringsum die Hand. Vor mir war eine hohe Holzbrüſtung, an welcher die Leute ringsum ſtanden, ich reichte mit der Naſenſpitze knapp bis zur Hälfte, und konnte mich kaum von dem Flecke rühren, aber ich war höchſt zufrieden und dachte: „Jetzt alſo biſt du im Theater!"

Oben an der Decke hing ein eiſerner Reif mit Lichtern, welcher wahrſcheinlich den Kronleuchter markieren ſollte; andachtsvoll ſchaute ich zu ihm empor, vollſtändig überzeugt, daß dies wohl die größte Sehenswürdigkeit und der Glanzpunkt des Theaters ſein müſſe. — Da ward es ſtill um mich her, nur ganz aus der Ferne hörte ich ein paar Stimmen ſehr laut und anhaltend ſprechen, und plötzlich erhob ſich abermals ein lautes Schreien und Klatſchen und Trampeln ringsumher, was meiner Meinung nach wohl immer wieder dem Kronleuchter mit den rotqualmenden Talglichtern, und der ſoeben neu beginnenden Blechmuſik galt. — Plötzlich aber, als die Leute wieder ſo fern und laut redeten, da merkte ich, daß Peter mit runden Augen und breitgrinſendem Antlitz unverwandt über die Rampe ſtarrte, ſtatt auf meine Frage: „ob's im Himmel auch ein Theater gäbe?" ſeiner Gewohnheit gemäß prompt zu antworten, und „peu à peu wie der Blitz" kam mir die Überzeugung, daß es da unten etwas zu

ſehen gäbe. Ich ſchuppſte und knuff den gedankenverſunkenen Peter mit aller Kraft meiner kleinen Fäuſte, und ſprach meinen Wunſch, da hinabzuſehen, mit ſolch hellſtimmiger Energie aus, daß mich Peter abermals in tiefer Verlegenheit

empor nahm, und flüſterte: „Biſt ſtille, Päby, ſonſt ſchmeißen ſie uns raus!“ Ich aber ſchaute! — ſchaute! — Da unten war eine helle, große Stube, in welcher lauter Bäume wuchſen, und eine prachtvoll ſchöne Dame in einem feuerroten Schlepp-mantel, einem goldenen Topf auf dem Kopfe und einem Schwert in der Hand, ſtand vor einem ganz in Silber gewickelten Mann mit blau und gelben Federn auf dem Hute, und ſchien ſehr, ſehr böſe mit ihm zu ſchelten! — Das war ja prachtvoll! Und nun wurde der Silbermann frech und wollte ſie mit dem Schwert ſchlagen, ehe er ſich's

aber verſah, prügelte ſie mörderlich auf ihn los, grade ſo, daß ihm ſein Federhut vom Kopf fiel! Das war ja ein Moment, wie ich ihn hinter ſicherer Deckung der Fenſterſcheibe ſo unausſprechlich an den Straßenjungen zu ſehen liebte, und ſo ſtemmte ich beide Hände auf die Balluſtrade, reckte mich weit vor, und zappelte dergeſtalt vor Luſt, daß dem braven Peter der Angſtſchweiß auf die Stirn trat. Mit atemloſer Spannung folgte ich dem Kampf auf der Bühne, und als nun die dicke rote Frau den unartigen Silbermann ſo gewaltig mit dem Schwerte ſtieß, daß er kopfüber vor ſich hin auf die Erde fiel — da hielt es mich nicht mehr, ich mußte perſönlich in die Sache eingreifen und das Feuer womöglich noch etwas ſchüren! Im höchſten, durchdringendſten Sopran jauchzte ich los, patſchte in die Hände, und ſchrie durch das grabesſtille Reithaus: „Alter böſer Mann mehr Prügel kriegen ſoll! — Die Rute holen! — Warte, warte, du ungezogener Mann du!“ — — — — Brüllendes Gelächter durchtobte das ganze Haus, ich ſah noch, wie die rote Frau mit ſehr dummen Geſicht zu mir heraufſtarrte, dann fühlte ich den karrierten Plaid über meinem Kopf, fühlte Peters Arm mich faſſen, und in wilder Haſt polterte es die Treppe hinab, in Sturmeseile der Heimat zu.

Als ich wieder von meinem Staunen zu mir kam, befand ich mich bereits in der Kinderſtube, Peter mit gerungenen Händen in Todesverlegenheit ſtand vor mir, ſchüttelte hoffnungslos das Haupt und jammerte: „Aber Päby, wie kannſte mir bloß ſo blamieren!“ und ſein breites, gutmütiges

Geſicht ſchaute zu mir nieder, wie ein Vollmond, über welchen trübe Wolken ziehen — „das war ja die Jungfrau von Orleanz, die de grade ins beſte Gefechte geſtört haſt, nu ſoll's mich gar nicht wundern, wenn ſie von de Anderen feſte Keile beſieht!" und Peter ſeufzte tief auf, und ſah im Geiſte bereits Lord Talbot als Sieger in Paris einziehen, und daran war einzig Bäby ſchuld.

Als Peter ſeine drei Jahre abgedient hatte, kam er eines Morgens herauf und nahm Abſchied. — Er hatte einen impoſanten Bauernrock mit goldenen Knöpfen an, einen großen, rot und blau karrierten Regenſchirm, und dazu noch die blaue Huſarenmütze auf dem Kopf, und die hohen Reiterſtiefeln an den Füßen. So ſtand er vor mir und ſchnitt ſehr drollige Fratzen, weil er die Tränen hinabſchlucken wollte.

Die ganze Familie war verſammelt, jedem tat es leid, daß Peter wegging. Ich war während ſeiner Dienſtzeit ſechs Jahre alt geworden und hatte bereits angefangen, „mit Tinte" zu ſchreiben, als nun Peter, welcher ſich in wenig Wochen verheiraten wollte, von den Eltern etliche nützliche und möglichſt bunte Geſchenke für die junge Häuslichkeit überreicht bekam, da zog ich auch meine Hand hinter dem Rücken hervor, und reichte, zum Erſtaunen aller, auch meinerſeits ein Souvenier. Das war ein großes Blatt Papier, auf welchem mit rotem Stift und ſchwarzen Tintenklexen wundervoll deutlich zu leſen war: „Adiö Peter!" — — Da ſtürzten der treuen Seele die Tränen aus den Augen, und er nahm das Papier und ſprach: „Das häng' ich über den Zofa!"

Als ich nach zehn Jahren auf dem Lande bei meinen Verwandten zu Beſuch war, erinnerte ich mich, daß ganz in der Nähe Peters Heimatsdorf gelegen war. Wir fuhren durch wogende Ährenfelder und köſtlichen Laubwald dieſem originellen Wiederſehen entgegen, hielten vor einem äußerſt ſauberen, behaglich ausſchauenden Bauernhäuslein, auf deſſen Schwelle ſich zwei flachsköpfige, rotwangige kleine Peter balgten. Die Freude des treuen Burſchen war eine wahrhaft außerordentliche!

In Haus und Hof führte er uns mit glückſtrahlendem Geſicht umher, präſentierte mich ſeiner drallen kleinen Ehehälfte und den ſieben Stützen ſeines Namens als: „das is ja der gnädige Päby!“ und nötigte mich in die „Putzſtube“ auf den „Zoſa“, um mit einem Glaſe Apfelwein „den Herrn Leutnant“ (in ſeinen Erinnerungen blieb dies mein Vater für alle Ewigkeit!) und die liebe gnädige Frau leben zu laſſen.

Mit ſtolzem Schmunzeln wies er zu der Wand empor, wo ich richtig in goldpapierner Umrahmung mein „Adiö Peter!“ prangen ſah.

Ja, das war eine treue Seele, und wie ich damals, in unbewußtem Gefühl dieſes edlen Kerns in unſcheinbarer Hülle, ihn frank und frei „meinen Peter“ nannte, ſo ſage ich auch noch heute in Stolz und dankbarer Erinnerung: „Dieſe biedere Soldatennatur, dieſe Perle von einem Offiziersburſchen war mein Peter!“

II.

Junge Liebe!

Noch ſeh' ich dich vor mir ſtehen
In dem Kinderkleidchen,
Da ſchon hab ich Dich geliebet,
Nannte Dich mein Bräutchen!

Es war einmal ein ſehr ungezogenes kleines Mädchen, und dieſes Mädchen war ich.

Solche Selbſterkenntnis kam ſpät, aber ſie kam, und der Dank dafür gebührt der göttlichen Muſik, welche ihre erleuchtenden Gnadenſtrahlen mir jetzt, als einem großen Mädchen, durch Herz und Seele gegoſſen.

Das kam ſo.

Unlängſt ſaß ich in einem Konzert und zählte die Lichter an den Kron- und Wandleuchtern, dieweil es noch allzu klaſſiſch auf dem Programme herging, plötzlich aber, als ich juſt die intereſſante Entdeckung gemacht hatte, daß an zwei Girandolen die Eckkerzen geſpart waren, kam mein Rechenexempel ins Stocken. „Noch ſeh' ich dich vor mir ſtehen in dem Kinderkleidchen", klang es wie ein ſüßes, wehmütiges Echo aus fernen Tagen zu mir hernieder. Ich lauſchte auf,

ich ſchaute die Sängerin ganz verwundert an, und dachte im Herzen: „Was weißt du denn von meinem Julerle!“

„Da ſchon hab' ich dich geliebet, nannte dich mein Bräutchen!“

Wunderſam, wo kamen plötzlich all die Bilder wieder her, „die längſt ich vergeſſen geglaubt?“

Wie ein Schleier ſank es leiſe von meinen Augen, die flackernden Lichter, die Kriſtallgehänge der Kronleuchter floſſen wie glitzernder Sonnenſchein zuſammen, und aus ihm empor tauchte es wie ein Traumgebild. Das weißgetünchte Giebelhaus des kleinen Garniſonſtädtchens, mit dem mächtigen Hoftor an der Seite, über welches die vollblühenden Flieder- und Hollunderzweige nickten, die Tür geöffnet, und an ihren Pfoſten gelehnt: „Mein Peter“, der getreueſte aller Burſchen in der grauen Drelljacke! „Trapp, trapp“ ging es auf dem holperigen Pflaſter der Straße, ſchmuck und rotgolden tänzelten die Reitpferde herzu, unſer „Demetrius“ mit dem graziöſen Hals und dem weißen Stern auf der breiten Stirne und „Blanca“, die prächtige Vollblutſtute mit dem hochmütigen Geſicht! Peter ſpringt zu, der Herr Leutnant ſchwingt ſich aus dem Sattel und droht mit der Reitpeitſche in den Hof hinein.

„Daß du mir jetzt aus dem Stall bleibſt, kleine Hexe!“

Die kleine Hexe war ich, und das väterliche Verbot außerordentlich angebracht. Hinter das Brunnenhaus hatte ich mich verſteckt, um ſofort nach Ankunft der Pferde die Leiſtungen der Herren Burſchen im Stall überwachen zu

können, und nun mußten mich meine ſteifgeſtärkten, weitabſtehenden Röckchen dem ſcharfen Auge des Vaters verraten!

Ja der Pferdeſtall, der war das Herzeleid aller meiner Erziehungstyrannen! Es war die ſchiere Mißgunſt, daß man dieſes Paradies meiner jungen, kräftigen Phantaſie verſchließen wollte, nichts wie hölliſche Bosheit, welche das graue Stalltor zwiſchen meinen Peter, meine Pferde, die Hunde und mich zu ſtellen trachtete. Das waren doch meine liebſten Spielgefährten, die konnte ich kommandieren, knuffen und puffen nach Herzensluſt, die ſchwiegen entweder ſtill, oder ſagten gehorſam „ja“ zu all den Extravaganzen, welche meine vierjährige Kleinigkeit in Szene ſetzte! Aber gerade da lag der Haſe im Pfeffer! Ich ſollte nicht immer mit Erwachſenen, Pferden und Hunden verkehren, ich ſollte mit anderen Kindern ſpielen, um durch den Umgang mit ſolchen Altersgenoſſen all meine eigenſinnigen, großen und kleinen Schroffheiten abzuſchleifen.

Welche Mühe gab man ſich mit mir, und wie kläglich ſcheiterten alle Anſtrengungen, meinen Geſchmack in weniger exkluſive Bahnen zu lenken! Die Kindergeſellſchaften, welche die Regimentsſprößlinge bei viel Schokolade und noch mehr bewachenden Bonnen einander in die Arme führten, waren für mich der Vorgeſchmack jener entſetzlichen Damenkaffees, welche ich heutigen Tages noch aus Grund meiner Seele haſſe; ſchon damals hielt ich meine Verbindlichkeiten für gelöſt, wenn ich ſo ſchnell wie möglich der Taſſe in den

Grund ſah, vom Stuhl glitt und energiſch zum Rückzug blies; für die diverſen Kinder, das „notwendige Übel“ ſolcher Feſte, hatte ich kein Intereſſe, denn ich hatte ſchnell erprobt, was für eine wehleidige Sorte dieſe kleine Creme der Geſellſchaft war. Sie ſchrien ſofort gottsjämmerlich, wenn ich ſie als Pferde vor den Puppenwagen ſpannte, und ihre Schnelligkeit durch die Peitſche unterſtützen wollte, ſie fürchteten ſich vor den Pferden, und wollten die Spiele in empörender Eigenwilligkeit beſtimmen, und wenn ich es glücklich zu einer Prügelei gebracht hatte, dann ſprangen die Bonnen dazwiſchen und die ganze intereſſante Affäre war ſchon wieder aus. Nein! ſolcher Umgang imponierte mir abſolut nicht, mit Händen und Füßen ſträubte ich mich gegen den Verkehr mit jenen kleinen Weſen, welche entweder allzu langweilig brav, oder genau ſo ungezogen waren wie ich, und noch begeiſterter denn je zuvor kletterte ich auf die Haferkiſte neben meinen Peter, um es gerade ſo heroiſch von meinem Freunde zu finden, wenn er ſein Käſebrot hinhielt und treuherzig grinſend einlud: „Na Päby, beiß mal! Bis dahin, wo ich den Daumen halte, därfſte!“ Ja du lieber Gott, wo blieb da alle Schokolade und aller Kuchen? Peters krummes Taſchenmeſſer ſchnitt in ſolchem Momente das Tiſchtuch zwiſchen mir und den Kaffeegeſellſchaften noch vollends durch!

Meine Bonne, Fräulein Riekchen, mit welcher ich es völlig verdorben hatte, ſeitdem ich ſie einſt, um mich vor dem Schlafengehen zu retten, in nicht mißzuverſtehender Deutlichkeit „verdammtes Riekkreuz“ tituliert hatte, rang die

Hände über die ſchauerlichen Manieren, welche ich mir im Verkehr mit Peter aneignete, und ſann gleich der Mama auf ein Mittel, mein Intereſſe für den Pferdeſtall durch irgendeine neue Paſſion abzulenken.

Das Schickſal kam ihnen zu Hilfe.

Der Mai war gekommen, die Bäume ſchlugen aus, und bei Leutnants wurde der köſtliche Sonnenſchein zur „großen Wäſche“ benutzt.

Tür und Tor ſtand offen, und ich nahm einen unbewachten Augenblick wahr, die Treppe hinab — immer das rechte Bein vor — in den Hof zu luſtwandeln, um mal nachzuſehen, ob die Knallbüchſe, welche mir Peter verſprochen, bereits in Arbeit genommen ſei.

Am Fuß der Treppe jedoch erlitt mein Feldzugsplan eine jähe unvorhergeſehene Veränderung, die Uhr holte zum Schlage aus, um mir „ahnungsloſem Engel“ eine neue Zeitepoche zu annoncieren, diejenige, über welche das Motto ſchwebt — „Ach, daß ſie ewig grünen bliebe“ — na, und grün, maigrün im wahren Sinne des Wortes war ja der klimperkleine Pfeil, welchen Amor, reiterzupferd auf dem Treppengeländer ſitzend, in mein vierjähriges Herzlein abſchoß.

Noch ſeh ich ihn vor mir ſtehen in dem Kinderkleidchen, ihn, das brave, unvergeßliche Julerle, unſerer Waſchfrau Matzke Einzigſten, welcher, den Finger im Munde, ſich an der Haustür herumräkelte, und mir mit runden Äuglein erwartungsvoll entgegenſchaute.

Ich näherte mich im Vollgefühl meiner „Hierberechtigung", legte die Hände hinten über dem dicken Schärpenknoten zuſammen und „Herr Giker- und Herr Gakerich ſtanden und fixierten ſich".

Der fremde Junge mußte mir wohl ein Mann von recht angenehmem Äußern ſcheinen, denn jedes Detail ſeines äußeren Menſchen iſt mir wie mit feurigen Strichen feſt und dauerhaft in die Seele gezeichnet.

Ein ſtrammes, dralles Kerlchen, etwas größer und älter wie meine Herrlichkeit, ſenkte das Julerle ſeinen ſchwarzſtruppigen Kopf halb verlegen, halb kokett nach der linken Schulter hin, und blinzelte mich mit ſeinen verſchmitzten Augen wie ein kleiner Spatz von der Seite an. Dazu zog ſich ein recht energiſches Mäulchen ſo gewaltig in die Breite, als beabſichtige Julerle ſich das Reſümee ſeiner Betrachtungen ſelber ins Ohr zu flüſtern, in das blaurote Ohr, welches in kühn geſchwungenen Bogen ſehnſuchtsvoll weit vom Haupte abſtrebte.

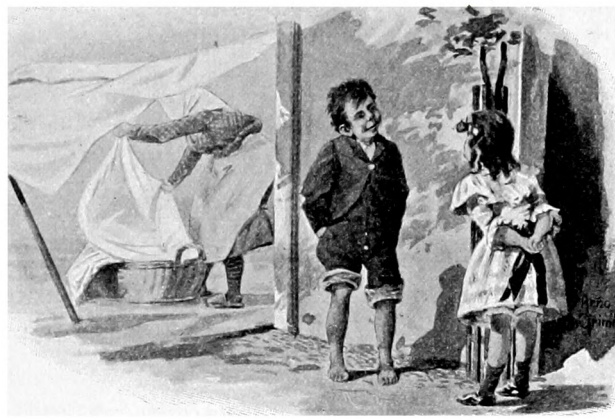
Ja, der Julerle war entſchieden ein Charakterkopf, und ich liebte ſchon damals das Ewig-Männliche mit großen und energiſchen Geſichtszügen, um ſo mehr, wenn das allzu Groteske, wie hier bei der Waſchfrau Einzigſtem, durch eine etwas ſchelmiſch nach oben ſtrebende Juchhenaſe freundlichſt gemildert wurde.

Mein Blick ſtreifte weiter über Julerles Figürchen, welches in einem überall viel zu engen Futteral ſteckte.

Das braune Jäckchen glänzte an verſchiedenen Stellen

wie lackiert, und machte dem etwas defekten Hirschhornknopf, welcher es über der Bruſt zuſammenhalten ſollte, das Leben recht ſauer, außerdem hatten die Ellbogen in unbeſtimmtem Drang nach Freiheit und „mehr Licht“ die fadenſcheinige Hülle geſprengt und ſchauten wie fette, rote Naſen neugierig durch die Ärmel.

Kleine Unausſprechliche waren in Vorahnung jetziger



Pariſer Mode umgekrempelt, allerdings etwas outriert bis an die Knie herauf, und als ſich Julerle ſpäter en revers de la medaille präſentierte, da lernte ich einſehen, daß „auch eines Waſchweibes Glück nicht zu eng gebunden ſein darf,“ denn des fremden Jungen Kehrſeite bot unfreiwillig die Illuſtration zu den „geſprengten Feſſeln“. Natürlich machte ſich Julerles Hemdchen das zunutze, und wehte in ſpitzem Zipfel recht vergnügt und originell in das Mailüfterl hinaus. Was ſonſt noch zum Julerle gehörte, war dekolletiert.

Das Ergebnis meiner Muſterung ſchien doch ein recht befriedigendes geweſen zu ſein, denn ich tippte den fremden Jüngling auf den Hirſchhornknopf und machte ihm Avancen.

„Wie heißt du denn, Junge?“

Julerle grinſte über das ganze, feiſte Antlitz, nahm den Finger aus dem Mund und deutete nach dem Waſchhaus. „Meene Mutter!“

„Willſt du mit mir ſpielen?“

Mein Auserwählter muſterte etwas unſicher meine weißgewaſchene Robe. „Du därfſt doch nich' in' Dreck und in de Druſel?“ informierte er ſich über das Terrain meiner ſpielenden Tätigkeit.

„Aber an die Pumpe und in den Stall!“ renommierte ich, „und ich bin ‚Leutnant‘ und ‚von‘ und ‚Nataly‘“.

„Und ich bin Julerle, und Matzke — und Waſchfrau — und habe Hoſen an“ — blieb mir mein vis-à-vis nichts ſchuldig.

„Fürchteſt du dich vor einem großen Hund?“

„Nee — dem ſpuck' ich in die Ogen!“

„Und vor Pferden?“

Julerle nahm etwas geradezu Heroiſches an.

„Och nich!“

Das imponierte mir allerdings ſchon gewaltig, aber ich wollte Julerles Freundſchaft nicht wie einen Haſen im Sack kaufen, ſondern hatte entſchieden etwas von meinen Ahnfrauen an mir, welche ihre Ritter ſonder Furcht und Tadel auch erſt eklatante Proben des Muts und der Treue

ablegen ließen. Ich nahm alſo Julerle bei der Hand und ſteuerte mit ihm quer über den Hof in den Pferdeſtall.

„Mach' das einmal!“ forderte ich ihn heraus, ſchlängelte mich an „Demetrius“ heran und kroch ihm durch die Beine.

Julerle tat förmlich verächtlich. „Wenn's weiter niſcht iſt!“ und ſeine kleinen nackten Füße kniſterten durch das Stroh; wie ein Heinzelmännchen huſchte er dem erſtaunten Demetrius unter dem Bauche hin.

Ich war frappiert, hielt aber noch mit meiner Anerkennung vorſichtshalber hinter dem Berge.

„Komm' mit!“ befahl ich kurz.

Regenwürmer waren mir ſeit jeher gräßlich, ſie anzufaſſen ſchien mir verdienſtvoller wie alle Heldentaten, welche jemals einen Menſchen unſterblich gemacht.

Ich wußte genau, wo die Unholde im Garten zu finden waren, hob einen Stein auf und richtig... brr... da krabbelte einer!

„Faß' den mal an!“ invitierte ich meinen Ritter mit ſcharf beobachtendem Blick, und Julerle, der mutige, entzückende Menſch, fuhr geringſchätzend mit dem Ärmel unter der Naſe her, faßte den Unglückswurm mit eiſernem Griff in der Mitte, als gälte es, ihm für eine Taille zu ſorgen, und hielt ihn wahrhaft blaſiert empor.

„Vor des Krabbel werd' ich mich doch nich förchten? Den ſpieße ich uff'n Angelhaken, wie mein Vater 's och tut!“

Bewunderung ſchwellte mein Herz, ich ſchaute das

Julerle an, als ſtünde es bereits ſteingehauen auf dem Marktplatz.

„Schreiſt du auch, wenn ich dich ſchlage und es dir weh tut?“ informierte ich mich noch zum letzten.

Herr Matzke junior lächelte geradezu wegwerfend, verſenkte beide Fäuſte in die soit dit Hoſentaſchen und pflanzte ſich in der Stellung des Koloß von Rhodos vor mir auf.

„Hau mal zu!“ höhnte er, und als ich eifrigſt mit beiden Fäuſten auf ihn losdroſch, da grunzte er nur ganz behaglich und ſtand wie ein Baum. „Du mit deine Hände!“ ſpottete er ſchließlich, als ich tief atmend die Arme ſinken ließ. „Als ob eenen 'ne Fliege übern Buckel rennt! Mein Vater nimmt eenen Knüppel ſo dicke wie ein Arm, und dann ſage ich doch noch nich pieps!“

Ich war ſtarr; ja, Julerle war ein großer, ein ganzer Mann, ſo recht ein Mann nach meinem Herzen! Und als er jetzt gar den Spieß umdrehte, den köſtlichſten Purzelbaum auf dem Raſen ſchoß, und mich dann mit einer ſüperben Grimaſſe fragte: „Na, kannſte das ooch?“ Da war's um mich geſchehen, halb zog ich das Julerle, halb ſtolperte es mir entgegen, und nachdem ich es ſo ſtürmiſch umarmt hatte, daß ſein Karpfenſchnutchen verzweifelt nach Luft ſchnappte, da gab ich ihm den ſchönſten, ſaftigſten, unaufgefordertſten Kuß, mitten auf ſeine Juchhenaſe drauf.

Damit war die Freundſchaft endgültig beſiegelt. Vom Hauſe aus war die zarte Annäherung voll Intereſſe beobachtet worden; „ſcheel iſt beſſer wie blind“, dachte man, und

Seine Mutter bearbeitete ihm noch einmal voll Genugtuung mit der seifenschaumigen Hand die kleine Visage (S. 90).

Julerle, der Mann meiner Wahl, wurde, nachdem ihm seine Mutter noch einmal voll Genugtuung mit der seifenschaumigen Hand die kleine Visage bearbeitet hatte, an meine Seite an den Kaffeetisch gesetzt und mit Kuchen regaliert.

Man traf ein Abkommen mit Mama Matzke, und demzufolge erschien das Julerle jeden Morgen in einem sauberen Röckchen, Schuhen und Strümpfen, sogar mit einem Scheitel frisiert vor unserer Tür, und klingelte sich mit jedem Male energischer in mein Herz.

Man sah bald ein, daß man an meinem jungen Freund eine brillante Akquisition gemacht hatte.

Wenn auch manch urwüchsige Natürlichkeit — das Julerle war in Sprache und Ansichten weder prüde noch zurückhaltend — nicht gerade geeignet war, um einer jungen Dame als leuchtendes Vorbild aufgestellt zu werden, so hatte Monsieur Matzke doch andere, unverkennbare Lichtseiten, welche ihren guten Einfluß auf mich nicht verfehlten. Zum Beispiel wurde er mir sofort als Muster im Essen aufgestellt, denn Julerle aß alles, was ihm zwischen die Zähne kam, ohne Murren mit Stumpf und Stiel herunter, kaute dabei meistens mit herzerfrischendem Appetit und enormer Ausdauer, und dachte auch nicht im Traum daran, zur Belohnung für solchen Hochgenuß noch Schokoladenplätzchen oder Makronen neben dem Teller zu beanspruchen, wie gewisse kleine Fräuleins. Dann ließ er sich mit wahrhaft stoischer Ruhe die Nase putzen, eine Prozedur, die

ich höchſt unleidlich fand und meiſtens verweigerte, und als man einmal die Probe machte, und das Julerle mir zum Vorbild abſeifte, auch eine Unſitte, welcher ich keinen Geſchmack abgewinnen konnte, da ſtellte es ſich heraus, daß der Apfel nicht weit vom Stamm fällt, und der Sohn der Waſchfrau das „Waſchen und Waſchenlaſſen“ als Grundregel des Lebens erachtete. Alles aber, was mir der Heldenmut meines Spielkameraden vormachte, kopierte ich in ehrgeizigſter Weiſe.

Dem Fräulein Riekchen war das Julerle bald völlig unentbehrlich geworden, denn da ſie meiſtens ſchlechter Laune war, ſich ſehr oft über mich grün und gelb ärgerte, und doch ihren Zorn nicht an mir auszulaſſen wagte, meines denunzierenden Geſchreis wegen, ſo machte ſie plötzlich den armen Matzke junior für jegliche Freveltat verantwortlich, und da ſich derſelbe ſo wundervoll bequem abſtrafen ließ und ſich hinterher nur freundlichſt grinſend wie ein Pudel ſchüttelte, ſo avancierte der Ärmſte ſehr bald zum wohlbeſtallten Prügeljungen, welcher die Zornesblitze des Fräulein Riekchen auf ſeinen, nicht gerade edelſten Körperteilen auffangen mußte.

Das waren die Wolken, welche über ſeinen Himmel zogen, allerdings nur Wolken, denn jedes Stück Kuchen, jedes Mittagseſſen war ſtrahlender Sonnenſchein, welcher ſie ſchnell in die Flucht ſchlug, und außerdem war das Julerle verſchmitzt genug, um zu bemerken, daß auf jegliche Abſtrafung ein generöſes Schmerzensgeld folgte.

Meine Launen waren meiſt ſehr tyranniſcher Natur und mein Eigenſinn arg, ich quälte und ärgerte meinen Freund mit Liebe ſowohl wie mit Haß, ganz à la Heinrich Heine, und doch ertrug es das arme Julerle mit wahrer Engelsgeduld; meiſt aber tat mir meine Unart hinterher ſelber ſehr leid, und dann machte ich es auf jede Weiſe wieder gut, ja oft hat er zur Verſöhnung alles aufeſſen dürfen, was ich aus Mandeln, Roſinen und Pfefferkuchen Fürchterliches zuſammenbraute.

So iſt mir eine kleine Szene unvergeßlich geblieben.

Wir ſaßen im Garten in der Fliederlaube und ſpielten. Ich backte auf meinem Sandhaufen delikate „Gugelhupfs"-Kuchen, und der Julerle beſah ſich währenddeſſen Bilder, denn er war meines älteſten Puppenkindes Bonne und mußte geduldig neben dem Wägelchen ſitzen. Fräulein Riekchen wollte ſich einen neuen Romanband holen und entfernte ſich mit den Worten: „Ich komme gleich zurück; gib du großer Junge mal hübſch auf Baby acht, daß nichts paſſiert, verſtanden?"

Julerle grunzte und Fräulein verſchwand. Als ſie nach kurzer Zeit wiederkam, fand ſie das friedliche Bild kläglich verändert.

Mit zornig geballten Händen ſtand ich vor meinem Auserkorenen, deſſen rote Backe wie Glut und Feuer brannte, und deſſen zerzauſter Schopf alteriert in alle Lüfte ſtarrte.

„Aber Baby, du ungezogenes Ding, was iſt denn ſchon wieder geſchehen?" ſchüttelte ſie mich entrüſtet am Arm.

Aber diesmal sah ich noch bei weitem entrüsteter aus, und das mit voller Berechtigung.

„Du hast gesagt, er soll auf mich acht passen!“ grollte ich außer mir, „und er hat's nicht getan, da guck, auf die Zunge habe ich mich gebissen!“ — — —

Ein Spiel hatte ich erfunden, für welches Julerle nicht schwärmte.

Das war „Pferd spielen“. Erst wurde er an roter Longe bis zur Erschlaffung im Kreise herumgejagt, wie ich's im Reithaus gesehen hatte, und dann führte ich ihn in eine Ecke, streute ihm Papierschnitzel als Heu vor, und verlangte, daß er dieselben wirklich und wahrhaftig kauen mußte; ich spielte währenddessen sehr behaglich mit etwas anderem, oft so eifrig, daß ich das brave Julerle ganz vergaß, und ihn oft eine halbe Stunde lang in seiner Ecke futtern ließ.

Zu Weihnachten hatte mon ami Matzke unter anderem einen Handwerkskasten mit allerlei nützlichen und wirklich zur Arbeit brauchbaren Gerätschaften bekommen.

Eines schönes Abends, es war Gesellschaft im Haus, und wir beiden Kinder weniger beaufsichtigt wie sonst, verfiel ich auf die Idee, jenen Handwerkskasten einmal energisch zu prüfen.

Eine ziemlich große und eine etwas kleinere Säge imponierten mir ganz besonders, und mein Plan war schnell gemacht. „Julerle, wir bauen uns ein Haus!“ Die Idee fand Beifall, ein Luftsprung von nicht gerade

Fanny Elslerſcher Sorte bekundete mir den Feuereifer meines Komplicen. Ein ſchwerer, eichengeſchnitzter Tiſch mit runder Platte ſtand inmitten des Zimmers, und deuchte mir wie geſchaffen zu dem projektierten Gebäude.

Wenn wir drunter krochen, hatten wir bereits ein Dach zu Häupten und einen Boden unter uns, nur Wände mußten noch gezimmert werden. Der dicke, unnütze Tiſchfuß nahm allerdings unverſchämt viel Platz in der Mitte weg, und genierte entſchieden ſehr bei der Möblierung, alſo friſch ans Werk, Julerle, zuerſt wollen wir das häßliche Bein da abſägen!

Geſagt, getan. Wie zwei Mäuslein in einer Studentenfalle hockten wir unter der ſchweren Tiſchplatte und — ritſch — ritſch ... emſig und unermüdlich arbeiteten unſere Sägen.

Das Fräulein kam einmal herein, ſah uns nicht und dachte: „Aha, die ſtecken wieder im Pferdeſtall beim Peter!“ und ging getröſtet von dannen.

Im Schweiße unſeres Angeſichts, keuchend unter der Anſtrengung, ſägten wir indeſſen drauflos, und wahrlich, immer tiefer und tiefer drang die Säge ins Holz, es fing bereits an zu knackern und zu krachen, und wenn wir uns tüchtig nach der einen Seite anſtemmten, dann mußte doch das alberne Holzbein abbrechen!

In dem Augenblicke aber lockte unſer Schutzengel meine Mäma in die Stube. Sie hört etwas krabbſeln und kniſtern und entdeckt das Malheur.

Noch wenige Augenblicke und die wuchtige Tischplatte wäre auf uns herabgestürzt, um das Julerle und mich zu einem harmonischen Frikassee zu vereinigen.

Fräulein Riekchen verlebte eine etwas peinliche Viertelstunde im tête-à-tête mit ihrer Dame, — und Julerle? . . . . . Natürlich besah das arme Julerle hinterher die Prügel von ihr!

Diese Angelegenheit war noch gut abgelaufen, ohne uns Attentätern im mindesten einen Begriff von der drohenden Gefahr gegeben zu haben, aber ein andermal gestaltete sich die Sache doch etwas peinlicher, namentlich für meinen Ritter, welcher natürlich wieder der leidendste Teil von uns beiden war.

Arm in Arm und seelenvergnügt promenierten wir eines schönen Tages im Garten und rekognoszierten mit den Fingern, ob die Stachelbeeren noch immer nicht anfangen wollten, weich zu werden.

„Das werd nischt, die haben keenen Dung!“ schüttelte Julerle sein gelehrtes Haupt, „in unserm Garten hat der Vater och erst angefahren, eh der Kohl druff kam! sonst gäb's Kreppelzeug und Schweinefutter!“

Ich glaubte nicht recht gehört zu haben und warf entrüstet den Kopf in den Nacken. „Du bist ein Schaf, Julerle, unsere Mistkuhle ist etwas sehr Schlechtes!“

Obwohl ich damals das imponierende Wahrwort „Nimmer duftig ist der Mist“ noch nicht aus Friederike Kempners Feder zu meiner Überzeugung hatte machen

können, ſo fühlte ſich meine Naſe dennoch unbewußt aufs bitterſte beleidigt, wenn mich meine Gartenpromenaden in die Nähe jener ominöſen Grube führten, und nun wollte das alberne Julerle allen Wohlgeſchmack der Stachelbeeren auf dieſe fatale Bezugsquelle zurückführen. Was zu viel iſt, iſt zu viel, das glaubte ich einfach nicht. Das Julerle ſoll bloß mal riechen, und dann noch weiter zugunſten ſeiner Onkel Bräſigtheorien ſprechen!...

In dieſem Gedanken führte ich ihn in jene geheimnisvolle Ecke neben dem Pferdeſtall, wo ein Hollunderſtrauch ſeine Zweige ganz verlegen über die weitoffene Grube breitete, gleichſam als wolle er ſagen: „Ich bitte ſehr um Verzeihung, daß ich mich in ſolch ‚anrüchiger‘ Geſellſchaft befinde, wenn meine Beine nicht allzutief in der Erde ſteckten, wäre ich längſt auf und davon gelaufen, denn ich bin ſonſt ein völlig unbeſcholtenes und durchaus nicht klägliches Gewächſe und trage die dickſten Beeren im ganzen Garten!“

Dieſe dicken Beeren hatte der praktiſche Matzke junior ſofort im Auge.

„Siehſte, was die Hollern für Kindsköppe angeſetzt haben?“ triumphierte er, „eenzig darum, weil ſe die Beene ſo tief in die Miſtkuhle ſtecken! Wann der Knorzel oben an Stakete wüchſ', dann könnten mer uns d's Maul nach ſonen Pickerten wiſchen! Der Miſt is doch was Guts!“

„Was Schlechtes iſt's, riech doch nur!“ ſchrie ich erboſt.

Aber Julerle war heute ſtörriſch. „Und wann de zehn-

mal puffſt, ohne des Zeug da werd's doch niſcht mit die Stachelbeer'!"

Das war zu viel. Wer nicht hören will, muß fühlen. Ich führte, reſp. zerrte den verblendeten Freund noch dichter an der Grube Rand.

„Riecht das etwa nach Stachelbeeren?!"

Trotzig ſtemmte er die Arme in die Seiten und kniff die Lippen ein, ſo recht dickfellig und obſtinat, was ich ſehr wohl bemerkte, obwohl die Liebe blind machen ſoll. „Un' der Miſt is doch was Gutes!" beharrte er.

Da krümmte ſich meine Geduld wie jener Wurm, welcher getreten wird.

„Na, dann leck' mal dran, wenn du's nicht glauben willſt!" Sprach's und verſetzte dem unvorbereiteten Julerle einen Schupps von derſelben Energie wie jener klaſſiſche, welcher „das Ungeheuer in die Wolfsſchlucht warf".

Arme und Beine meines Ritters zappelten durch die Luft, dann ging's quitſch, quatſch, und der Stammhalter der Familie Matzke fiel als Opfer ſeiner Standhaftigkeit in die Grube, welche für andere Zwecke gegraben war. Gleichzeitig dröhnte ein: „I der Deiwel, Päby, man keine faulen Witze nich!" hinter mir, Peters kräftige Hand hob mich wie einen Tintenwiſcher in die Höh' und ſetzte mich in kühnem Schwung weit ab auf den Raſen, dann warf er ſich der Länge nach auf die Erde, langte mit ſeinem endloſen Arm in die Kuhle hinab und zog das unglückſelige Julerle wieder an die Oberfläche. „Des war'n Segen, deß

ich euch kleene Racker grad uff der Mucke hatte!“ keuchte er, das kläglich triefende, heulende und ſpeiende Knäblein emporhaltend und abſchüttelnd, „weeß das Donnerwetter, Päby, was du och für verfluchte Einfälle haſt! wie eene

Ratze wär det arme Luderchen verſoffen, wenn ich nich derzuſprang!“ Und dann ſetzte er Julerle nieder und ſprach ihm Troſt zu. „Bſcht! halt's Maul, Kleener, ſonſt kriegt Päby Wichſe! komm, ich plumpe dir über und waſche dich im Brunnentrog den Kladderadatſch ab! nachher kommſte

in mein Bette, bis dein Fräckchen und de Höschen wieder trocken ſind! Und du Päby, du biſt en ungezogenes Mädchen und ſollſt warten, bis de deinen Zappelmann von mir kriegſt!“ Und damit ging's „marſch, marſch“ an Peters Seite auf den Hof. Ich war ziemlich kleinlaut geworden, und wollte mit reuigem Herzen das Julerle, wie es da war, in die Arme ſchließen, aber Peter tat energiſche Einſprache, und das Julerle ſchnitt furchtbare Fratzen und bekam Leibweh. Da wurde die Affäre doch vor Fräulein Riekchens Tribunal gebracht, der Julerle wurde mit viel Schikanen gereinigt, bekam Tee und eine Menge „Gutsle“ hinterher, was ſeine Laune enorm aufmunterte, und als ich in wohlverdienter Anerkennung meiner Leiſtung ein paar Kräftige aus der Armenkaſſe ausbezahlt bekam und wie ein Zahnbrecher ſchrie, da war der gute Julerle noch zu Tode erſtaunt und ſagte ganz entrüſtet zu Fräulein Riekchen: „Warum hauen Se miche denn diesmal nich? Die hatte miche ja bloß geſchuppt, und ich hab doch in de Kuhle drinn gelegen!“

Ja, der Julerle war ein edler Menſch, und ich? O, ich war zerknirſcht, wahrhaft geknickt durch meine Gewiſſensbiſſe, träumte die ganze Nacht von dem Julerle in der Miſtkuhle und von einem rieſengroßen Bären, der mich zur Strafe auffraß; in der nächſtfolgenden Zeit ließ ſich eine entſchiedene Kriſe in meiner Unart konſtatieren, ich liebte das Julerle wahrhaft aufopfernd, fügte mich wie ein Lämmchen ſeinem Willen, und fand es ſogar ganz ſelbſt-

verſtändlich, daß er immer die Mutter war, wenn wir „Mutter und Kind“ ſpielten. So etwas wäre früher gar nicht denkbar geweſen.

„Dieſes war der zweite Streich, doch der dritte folgt ſogleich,“ ſingt Wilhelm Buſch.

Ein anderes Ereignis iſt mir noch lebhaft im Gedächtnis geblieben, welches Freund Matzke und mich zu viel belachten und beſprochenen Perſönlichkeiten der kleinen Garniſon machte. Schräg gegenüber unſerem Hauſe befand ſich das einzige Hotel des Städtchens, „Zum ſchwarzen Adler“ benannt, woſelbſt ſich alle Onkel Leutnants jeden Tag, den Gott werden ließ, zwiſchen zwei und drei Uhr mittags die Ellbogen auf den Fenſterbrettern wund rutſchten.

Natürlich kokettierten ſie gewaltig zu mir herüber, wenn Fräulein Riekchen mich um jene Zeit aufforderte, etwas Ausſchau auf die Straße zu halten, und hie und da war es auch vorgekommen, daß mich eines beſonders wohlgelittenen Onkels eifriges Gewinke verleitet hatte, zu deſertieren, um, die Puppe im Arm, unter die Parterrefenſter zu treten und übriggebliebenes Deſſert huldvollſt zu akzeptieren.

Fräulein Riekchen war es dann höchſt peinlich, wenn ſie mich zurückholen mußte, obwohl ſie meinem Durchbrennen niemals etwas in den Weg legte.

Als aber „Onkel Pünſchchen“ eines ſchönen Tages auf die perfide Idee kam, meinem kahlköpfigen Wickelkind mittelſt ſeiner Zigarre dunkle Lockenringel auf den Schädel

und einen Schnurrbart unter die Naſe zu malen, da fühlte ich mich doch tief in der mütterlichen Würde verletzt und ſchnitt die Fenſter des „ſchwarzen Adlers“ in eklatanteſter Weiſe. Nun war es eine bekannte Sache, daß die verheirateten Offiziere ihren Bierbedarf aus den Adlerkellern bezogen, und auch unſer Peter, der abends am wenigſten im Hauſe zu tun hatte, wanderte regelmäßig um ſieben Uhr über die Straße, um ſich den Bierkrug für den gnädigen Herren füllen zu laſſen.

Da Julerle und ich im Sommer meiſtens noch um dieſe Zeit Hof und Garten unſicher machten, ſo war es öfters vorgekommen, daß wir uns dem Peter als Trabanten anſchloſſen, und wenn der behäbige Wirt den Gerſtenſaft ausſchenkte, ſo geſchah es wohl immer, daß er ein kleines rotes Gläschen herzulangte und Julerle und mich freundlichſt ſchmunzelnd mit einem Nachttrunk regalierte.

Eines Abends begegnet uns Papa auf der Straße und frägt verwundert, „wo die Reiſe hingehen ſoll?“

„In den Adler, Bier trinken!“ nicke ich ſehr ſelbſtbewußt, und Julerle beſchreibt bereits mit der Zunge einen ſchmatzenden Bogen unter der Naſe her.

„Habt ihr denn Geld?“

„Nee!“ grinſt Julerle, „mir brauchen och keen's, mir kriegen's umſunſt!“

„Ei Gott bewahre!“ lacht Papa, „das wünſche ich denn doch nicht, Kinder! Hier, da hat jedes von euch einen Dreier, da könnt ihr euch ſchon einen ehrlichen Spitz

für kaufen! Verſtanden, Peter? Sie paſſen auf, daß bezahlt wird!"

„Befehl Herr Leutnant!" und trapp, trapp ging es weiter in das große, gepflaſterte Hoftor des Adlers hinein.

Krampfhaft umſchloſſen wir unſere Dreier, mit hochklopfenden kleinen Herzen, im Gefühl unendlich reich zu ſein, ſo reich, daß der Krösus berechtigt geweſen wäre, uns anzupumpen, traten wir vor das Büfett.

„Na, Kinderchen?" nickte uns der joviale Herr Wirt zu, „habt ihr auch einen ollen, düchtigen Durſt mitgebracht?"

Mit toternſten, feierlichen Geſichtern reckten Julerle und ich den Arm nach oben, deponierten die beiden Dreier auf dem Rand des Büfetts und kommandierten lakoniſch: „Bier!"

Herr Kumſte lachte: „Guſtel! lang mir mal das rote Gläschen herüber!"

Aber jawohl! ſo hatten wir denn doch nicht gewettet, für unſer gutes Geld verlangten wir genau ſo bedient zu werden wie all die andere Kundſchaft des ſchwarzen Adlers, für ſo viel Münze waren wir berechtigt, das volle Maß zu fordern.

Julerle bewährte ſich als ebenſo praktiſch wie energiſch, er ſchluckte ein paarmal vor Aufregung, und verlangte dann ruhig und dezidiert: „Eenen Schoppen!"

Allgemeines Gelächter.

„Da haſt du recht, mein Sohn!" belobte ihn der Adlerwirt, „laß dir nichts abknappſen!" und er nahm wirklich

Matzke fils stöhnte unter der Anstrengung und schluckte, schluckte, daß sich ihm schier die Augen verdrehten (S. 104).

ein großes Seidelglas vom Geſtell und füllte es bis an den Rand. „Proſt, meine Herrſchaften!“ Julerle umfaßte das gigantiſche Gefäß mit ſeinen beiden drallen Fäuſtchen, „ſetzte ihn an und trank ihn, beinah! aus, den Trank voll ſüßer Labe!“ Ei du lieber Gott, was das für eine Arbeit war!

Matzke ſils ſtöhnte unter der Anſtrengung und ſchluckte, ſchluckte, daß ſich ihm ſchier die Augen verdrehten, daß der Gürtel über ſeinem dicken Bäuchelchen bis an die Krawatte heraufrutſchte.

Als es gar nicht mehr gehen wollte, gab er das Glas aufſtöhnend an mich weiter, atemlos und dunkelrot vor Emſigkeit, aber dennoch ſtrahlend vor Entzücken, mit funkelnden Äuglein und breitgezogenem Mund.

Auch ich trank, bis mich alle Ängſte hoben, und als doch noch eine kleine Neige geblieben war, ſtürzte ſich Julerle abermals wie ein Stoßvogel darüber her und brachte die Angelegenheit mit neuen Kräften und neuem Mut zu Ende.

Die Aufmerkſamkeit des ganzen Gaſtzimmers konzentrierte ſich natürlich auf uns, und Peter ſtand ſehr ſtolz neben ſeinen Schützlingen und wiegte anerkennend ſein flachsgelbes Haupt.

„Ja, die verſtehen's!“

Dann wollte er uns wieder an die Hand nehmen und ſich, wie einſt der ſtolze Cid, rückwärts konzentrieren.

Da hatte der Julerle einen erleuchteten Moment, eine wahrhaft geniale Eingebung, welche ihn dem ganzen bier-

liebenden und ſparſamen Publikum hoch ſympathiſch machen wird.

Gelaſſen hob er ſich auf die Fußſpitzen, leckte am Finger und ſtrich unſere beiden Dreier voll wahrhaft imponierender Nonchalance wieder ein.

„Adiös!“ ſagte er huldvoll, faßte mich an der Hand und — wir verſchwanden.

Ein wieherndes Gelächter ſchallte uns nach.

Und nun kamen wir acht Tage lang jeden Abend und tranken für ein und dieſelben Dreier unſer Seidel Bier, legten das Geld hin, bis wir unſer Deputat intus hatten und glaubten damit der Rechtlichkeit volle Genüge getan zu haben; dann aber zogen wir die Barſchaft wieder ein.

Niemals hat ſich der Adlerwirt beſſer amüſiert als wie in dieſen acht Tagen, und als es der Peter doch ſchließlich für gut befand, den außerordentlichen Fall zu rapportieren, da bat der dicke Herr Kumſte himmelhoch, ihm doch dieſe originelle Kundſchaft zu belaſſen. Es war gar keine Stimmung mehr im „Schwarzen Adler“, ſeitdem wir hinter Schloß und Riegel gehalten wurden, aus Sorge, daß der Herr Julius Matzke und Kompanie ſich dem ſtillen Suff ergeben möchten.

Aber gelacht wurde im ganzen Städtchen darüber, und lange Zeit hat der Julerle bei den Onkel Leutnants der „Herr Hadubrand“ geheißen.

Lang, lang iſt's her! Die Zeit dieſer jungen Liebe blieb nicht ewig grünen, ſondern rollte bunt und ſchnell

wie die Seifenblaſen, welche wir droben aus dem Erkerfenſterchen bliesen, dahin, und auch jener eine graue, unholde Morgen dämmerte herauf, wo der Möbelwagen vor der Haustür ſtand, um „Rittmeiſters“ in eine neue Garniſon zu befördern.

Da wurde Julerle zum letzten Male mit allem, was da einem Kindermäulchen gut ſchmeckt, abgefüttert, und dann umarmten wir uns mit lachendem Angeſicht: „Das letzte Glas, der letzte Kuß, ade, ade, ade!“

In jenem Alter hat das Abſchiednehmen noch nichts mit ſalzigen Tropfen zu ſchaffen. „Die Tränen und die Seufzer“ kamen auch nicht hintennach, denn die neue Welt, welche ſich meinen neugierigen Augen erſchloß, war ſo reich an bunten Bildern und Eindrücken, daß ich nur eifrigſt vorwärts ſchaute, nicht zurück. Wie in grauen Duftſchleiern verſchwamm das Bild meines Julerles, als ſchlagendſter Beweis für das Wort des Dichters: „Erſte Lieb', du gehſt vorbei, ſchneller als ein Sturm im Mai, bleibſt kein ſtänd'ger Gaſt!“ Wohl habe ich noch in der erſten Zeit von ihm geſprochen und ihn herbeigewünſcht, und als ich nach Jahresfriſt mal wieder photographiert wurde, da wurde dem Herrn Julius Matzke mein Bildnis zum Andenken geſchickt.

Sein Antwortſchreiben hierauf iſt alles, was mir von ihm geblieben! Amüſant genug iſt es, und da ich kaum glaube, daß mein ehemaliger Spielkamerad, welcher ſoviel ich weiß, als Eiſenbahnſchaffner mit einer jungen Frau im idylliſchen Häuschen an der Main-Weſer-Bahn hauſt, dieſe Blätter

zu Geſicht bekommt, ſo denke ich keine allzu große Indiskretion zu begehen, wenn ich beſagtes Schreiben in „unverbeſſerter Auflage" dieſen Zeilen als Schluß beifüge.

Alſo lautete der Brief des braven Julerle, welcher in genialſten Wellenlinien, groß gemalt, mit Tintenklexen und ſonſtigen Daumenabdrücken, ſeinerzeit an meine Adreſſe gelangte:

Libes Bebi!

Dein bilt habe Ich rigtig erhalten und danke Dafür. Es iſt ſer ſchöhn. Ich gee ſeid lezten oſtern In die Schule zum Herrn Driſchmann, und ſchreiwe ſchonſt mit Tinte. Wir ſint alle Geſund. Die univormsröge vom gnedigen Herrn hat mir muter als kittel zurechts Gemacht, und trage ihnen ale tage. In eur Haus wont der neuhe Ritmeiſter mit zwei ſer Schlechte jungens, die miche auf der Straſe mit ſchne ſchmiſen und ſchimpften, aber ich ſchmis und ſchiempfde Wider. Näulig wahr der Peder bei Uns und weinte alz er vohn Dier ſprag weil er jamer nag euch hete, er machd Im Merz hochzeid. Muter leſt ſagen, eur ſchwartzes Katrin' krichte nu Doch nog iren reichen müller, un gieng in Grühnen ripskleit mit Wolangs dran. Nun weiſ ich Nicht weider zuh ſagen; ich dehnke noch regt fil an Dir. Brunkes, Bergs un Heimſats meinen auch Es were ſchön wen ir witerkemt. ſchluß und Krus Dein freund

Julius Matzke.

III.

Die Dritte im Bunde!

Eine fromme Magd von gutem Stand,
geht ihrer Frauen fein zur Hand,
hält Schüſſel, Tiſch und Teller weiß,
zu ihrem und der Hausfrau Preis,
iſt treu und eines keuſchen Muts,
und tut den Kindern alles Guts,
verwahrt das Feuer und das Licht,
und ſchlummert in der Kirche nicht!
Bartholomäus Ringwald.

Aller guten Dinge ſind drei! —

Wenn ich zurückblicke auf meine Kindheit, in jene Zeit, wo es noch eine große Belohnung war, wenn man friſch geputzt Mama in die Salons begleiten durfte, um eine Zeitlang mit der ordre du jour: „Nicht mit den Füßen auf die Seſſel, und mit den Fingern an die Nippes!“ — unter dem Blumentiſch ein grün überdachtes Puppenidyll zu träumen, dann kommt es mir vor, als blätterte ich in einem Bilderbuch, deſſen Geſtalten ſich in unveränderter Friſche, nur in den kleinſten Kleinigkeiten ein wenig verwiſcht, erhalten haben! —

Von der erſten Seite ſchauen mich meine Eltern und meine Schweſtern an, genau ſo, wie ſie auch jetzt noch von

den kleinen Gemälden aus damaliger Zeit, welche über meinem Schreibtiſch hängen, zu mir herab lächeln; Mama mit den dunklen Locken und dem weitbauſchigen Seidenkleid, Papa in der ſilberverſchnürten Huſarenuniform und dem Duellhieb über der Naſe, — und als Punkt dahinter, ſehr ſelbſtbewußt und wohlgenährt wie ein Poſaunenengel, meine Schweſter, — das war das Trio Nummer I. — —

Langſam wende ich die Seite um. — Da iſt wieder ein dreiblättriges Kleeblatt, welches eigentlich eine Sieben ſein müßte, denn es iſt ſehr bös! Voran Fräulein Riekchen, welche ich, aus Ärger, daß andere Kinder ſchon eine Gouvernante hatten und ich nur eine Bonne, meine „Bonnante" titulierte. Fräulein Riekchen erachte ich entſchieden als meine geſchworene Feindin, denn unzertrennlich mit ihr waren, wie bei den Heiligen die Marterinſtrumente, Kamm, Bürſte und ein großer, großer eingeſeifter Schwamm, Dinge, welche mir in Gemeinſchaft mit allem kalten Waſſer in den Tod zuwider waren, und deren Exiſtenzberechtigung für mich zu den Hyperbeln gehörte. Riekchen und ich bekämpften uns mit dem Mut der Verzweiflung, und war ſie mir inſofern überlegen, als ſie ſehr lange Fingernägel hatte, und ohne Fußbank die Tür aufmachen konnte, was ihrem ganzen Auftreten eine bedeutend größere Sicherheit gab; ich dahingegen hatte ein unglaublich ergiebiges Organ für mich, angeſichts deſſen ſelbſt eine Trompete von Jericho an chroniſcher Heiſerkeit litt, und welches Fräulein Riekchen manchmal zu den Antipoden gewünſcht haben mag!

Im großen ganzen ertrugen wir uns gegenſeitig ſo gut es eben ging, aber die Erſcheinung meiner Peinigerin, welche ich ſo oft voll Gift und Galle mit den Äuglein angefunkelt, die iſt mit feurigem Stift in meine Seele gegraben. — Sehr groß und dürr war ſie, trug immer grellfarbige Schleifen auf dem Kleid, und in der Taſche meiſtens Näſchereien, Zucker und Zervelatwurſtzipfel, gerierte ſich mit Vorliebe als „franzöſiſche Mademoiſelle“ und ſtürmte wie närriſch an das Fenſter, wenn drunten auf der Straße Pferde trappelten oder ein Säbel klirrte. —

Das war die erſte im Kleeblatt. — Neben ſie drängt ſich das Bild des Privatlehrers Herrn T., welcher meine Schweſter unterrichtete und ſehr bald auch ſeine Krallen nach mir ausſtreckte. Ein ſchlanker Jüngling, von welchem ſich nur ſo viel ſagen läßt, daß er es ebenfalls gründlich mit mir verdorben hatte. Er war höchſt langweilig und ſo erſchreckend dumm, daß er alles von mir erfragen wollte, —: Wie die Eltern vom Jeſuskindlein heißen? —: wieviel Schokoladenplätzchen liegen bleiben, wenn er drei hinlegt und zwei davon wegnimmt? — (eine Idee, die ich an und für ſich ſchon unglaublich dreiſt fand!) und wie die Blume heißt, die viele Dornen am Stengel trägt und drunten im Garten neben der Laube am Roſenſtock blüht?.....“ — Na — der Mann konnte einem doch leid tun, daß er ſich nach dieſen Dingen überhaupt erſt noch erkundigen mußte! Wenn ich es ſchließlich überdrüſſig bekam, und ſehr geſchickt die Konverſation auf Themata lenken wollte, welche mich

mehr intereſſierten, dann legte er eine unglaubliche Dickfelligkeit an den Tag, und als es gar mit der Zeit einſchlief, daß er mir jedesmal eine Makrone mitbrachte, da fiel ein Reif in der Frühlingsnacht, welcher den

ſchwächlichen Keim meiner Sympathien vollkommen zu Tode fror. —

Aber noch ein Dritter geſellte ſich zu dieſem vorſtehenden Paar, welcher meinem jungen Daſein oftmals in empörender Weiſe verhängnisvoll geworden iſt. —

Das war der Livreeburſche Panier, welcher ſich außer-

ordentlich vornehm dünkte, und mir ein für allemal die ſchuldige Devotion verſagte. Welch entwürdigender Moment, wenn ich meiner Angewohnheit gemäß mal wieder die Tür hatte offenſtehen laſſen, und Herr Panier mir zum Rückzug blies, um mich energiſch zu nötigen, das Verſäumte nachzuholen! — Wie ein Schraubſtock faßte er meinen Arm, und als ich ihn einmal vor Zorn in den Daumen gebiſſen hatte, da änderte er die Methode, und transportierte mich künftighin wie eine Schiebkarre vor ſich her. Peter hatte mich wohl manchmal aus dieſer deprimierenden Situation befreit, aber was half das? — Die Feindſchaft der beiden Herren Burſchen war doch kein Troſt für die Behandlung, welche ich erduldet hatte! —

Dazu war der Panier ein heimtückiſcher und ſehr mißgünſtiger Menſch, welcher jede Gelegenheit wahrnahm, mich zu denunzieren. So war einſtmals großer Damenkaffee geladen, und im Vorzimmer ſtand eine mächtige Schüſſel voll Berliner Pfannkuchen, welche der Konditor ſoeben gebracht, und meine Naſe ſofort ausgewittert hatte. — So ganz allein mit einer Schüſſel voll Pfannkuchen! — Tantalus und Leutnants Baby waren in dem Moment ſehr engverwandte Schickſalsgenoſſen. — Was tun? Einen Ganzen von der Schüſſel nehmen? — Gott bewahre, ſolche Kühnheit wäre ja ſofort entdeckt worden; alſo ganz heimlich klettre ich auf den Stuhl, nehme einen Pfannkuchen nach dem anderen und beiße jeden ein ganz — ganz klein wenig an ... Da kam der Panier dazu — faßt mich ... ſchleppt mich vor's mütter-

liche Gericht und dann ... na! Schwamm drüber, ſolche Souveniers ſind zu ſchmerzlich. —

Riekchen, der Herr Lehrer T. und Panier, die bilden das zweite Trio, aber das kohlpechrabenſchwarze, welches lange Jahre hindurch meine ängſtlichen und hitzigſten Träume bevölkerte. —

Schnell, ſchnell dieſe fatale Seite umgeblättert! —

Das dicke Ende kommt zuletzt, die biedere Drei! Das harmoniſche Terzett, welches meine Kinderſtube wie eitel Jubelklang durchhallte.

Mein Peter! der unvergeßliche, große und robuſte Pferdeburſche mit dem ſemmelblonden Haupthaar und der ſtets zweifelhaft couleurten Drelljacke, und das biedere Julerle, meine Liebe im Flügelkleid, mit ſeiner Abneigung gegen alles, was Taſchentuch heißt, und ſeinen blauroten Fäuſtchen mit dem ewig ſehnſuchtsvollen Drang nach des Rinnſteins und der Regenpfützen geheimnisvoller Tiefe! —

Und die dritte im Bunde? —

Wenn es ſo recht gemütlich in der Kinderſtube war, dann ſtand Peter am Ofen, um ſich, als Ideal aller Molligkeit, den Rücken an den heißen Kacheln zu reiben, Julerle und ich amüſierten uns in der Spielecke, und am Fenſter, auf dem erhöhten Tritt, ſaß eine alte Frau, mit langer, ſpitzer Naſe und einer großen Hornbrille darauf, die bückte ſich tief über irgendeine Näharbeit und ſtichelte darauf los, als ſolle ſie binnen vierundzwanzig Stunden die Grenze von Polen und Rußland überwendlich zuſammennähen. —

Das war Babette, das Faktotum des Hauſes, die goldgetreue, wunderliche Alte, welche meiner Mutter als Ausſtattungsſtück vom elterlichen Gute mit in die junge Häuslichkeit gegeben war. —

Alle großen und kleinen Sorgen des Hauſes, alles Wohl und Wehe, welches ſich zwiſchen Boden und Keller abſpielte, nahm Babette als ganz perſönliche Angelegenheiten, welche ſie manchmal etwas eigenſinnig, aber ſtets zu allgemeiner Zufriedenheit arrangierte, und für mich war die gute Alte geradezu unentbehrlich, denn ſie verband mit allen glänzenden Eigenſchaften einer Kinderfrau ein rührendes Verſtändnis für meinen Geſchmack, und davon wußten Peter und Julerle ein begeiſtertes Lied zu ſingen!

Hatte ich mir im Garten einen Grasfleck ins neue Kleid gemacht, war ich in eine Regenwaſſerwanne gefallen, oder hatte ich der Luftigkeit meiner Robe etwas unfreiwillig im Zickzack nachgeholfen, Babette machte den Schaden wieder gut, rückte allerdings die Brille grimmig auf die Stirn und ſah das Baby mit grauen Augen vorwurfsvoll bis in die tiefſte Seele hinein an, aber dann ließ ſie es bei einem „Du! du"-Finger bewenden.

Für meine Puppen war ſie der Doktor, für alle verworfenen oder verlorenen Spielſachen der Leonberger mit dem Laternchen um den Hals, und wenn die Angelegenheit kriminell wurde, trat ſie als Advokat und räſonnierender Verteidiger für ihr Baby in die Schranken. —

Trotz ihres Alters war ſie noch ſehr rüſtig. Auf ihrem

Kopf ſaß die Tüllmütze mit zwei Flügeln, ſteif und gravitätiſch; ein buntgeblümtes Halstuch legte ſich zipflich um den Nacken, und viele dicke, faltenreiche Röcke gaben ihr ein höchſt ſtatiöſes Anſehen. —

Obwohl Babette mit ihrer erſten Herrſchaft große Reiſen gemacht, und ſogar vier Jahre lang in Bordeaux gelebt hatte, war ſie dennoch bei ihrer Heimkehr in die ſchlichte Bauerntracht zurückgeſchlüpft, welche auf dem Gute der Großeltern noch völlig gang und gäbe war.

Ich war des Hauſes Neſthäkchen, und darum ihr ſpezieller Liebling; die ganz Jungen und die ganz Alten ſind wie durch ein magiſches Band zuſammengekettet. Sie neigen ſich einander zu wie die beiden Enden, welche den Ring des Lebens verſchmelzen, die es unbewußt zueinander zieht, ſich zu ergänzen, und die beide an demſelben Fleck ſtehen, das Junge, welches bergauf will, und die Alte, die bereits wieder von oben zurückgekommen iſt.

Babette war eine der wenigen Perſonen, welche noch den Mut hatten, mir eine Geſchichte zu erzählen, denn das ging nicht ſo leicht, ſondern war eine riskierte Sache.

Ein paar fremde Tanten und Onkel Leutnants ſind fürchterlich darauf hereingefallen. Wehe ihnen, wenn ſie ahnungslos meinen glühenden Wänglein die ungeheuer tragiſchen Schickſale des Hänſel und Gretel, des Rotkäppchens und Däumlings voll grauſamer Behaglichkeit ſchilderten, urplötzlich tanzten ihnen ein paar kleine Fäuſte um die

Ohren. Baby prügelte wütend auf die entsetzten Erzähler los mit dem zornigen Kommando: „Gleich läßt du es ihnen wieder gut gehen! — Die böse Hexe soll sie nicht in den Stall sperren!!“ — Und dann gab es keine Rettung für die so zur Ordnung Gewiesenen, als wie eine sehr schnelle Wendung zum Guten in den Schicksalen der Märchenkinder. Ich lebte damals nämlich noch der Ansicht, daß es nur eine ganz persönliche Infamie des Erzählers sei, wenn er das Rotkäppchen wirklich in den Rachen des Wolfes lieferte. —

Babette kannte mein weiches Herz, und nahm sich höllisch in acht, meiner Lynchjustiz zum Opfer zu fallen. In ihren Geschichten aßen sämtliche Leute bereits nach den ersten zehn Worten äußerst friedlich die leckersten Biskuits und Aniskühle, waren alle Feen sehr gut und wohlwollend, und die Hexen und Menschenfresser starben immer schon vor Beginn der Erzählung. Höchst comme il faut! Manche ergötzliche Erinnerung knüpft sich an Babette. —

Einst brach ein großes Feuer in dem Nachbarhause aus, welches derartige Dimensionen annahm, daß sich die Eltern genötigt sahen, die Wohnung in größter Hast zu räumen. Mama lag an einem Fieber darnieder, und wurde in höchster Bestürzung zu einer nahewohnenden Offiziersfamilie transportiert; und derweil ging es bei uns drunter und drüber. Die resolute, energische Babette hatte vollkommen den Kopf verloren!

Sie drehte sich fassungslos um ihre eigene Achse, und um doch wenigstens *etwas* zu retten, nahm sie mit zitternden

Fingern die Ohrringe aus den Ohren und ſteckte ſie in die Taſche!! —

Dann aber fiel ihr Baby ein, und das, was ihr nächſt demſelben zumeiſt am Herzen lag, die Speiſekammer. —

Sie eilte in die Garderobe, zerrte einen großen leeren Reiſekorb herzu, und packte mich, die hundert Kanonenſchläge nicht aus dem feſten Schlaf geweckt hätten, hinein, um alsdann mitſamt dem Korb und mir in die Vorratskammer zu keuchen und dort weiter zu retten. Was ihr unter die Finger kam, packte ſie erbarmungslos auf das Baby! —

Eier, Butter, Mehl, Backobſt, Reis, Graupen, Hände voll Sauerkraut und ab und zu eine Schlackwurſt — Alles flog in hohem Bogen über mich her, und mengte ſich zu einem der ſaftigſten, ſchmierigſten Potpourries, welches jemals Menſchenhände gebraut, — und ich knurrte nur zeitweiſe etwas ungnädig und ſchlug im beneidenswerten Schlaf höchſtens noch einmal nachdrücklich mit den Armen in Eier und Mehl hinein. —

Babette aber war ſchier aus dem Häuschen, und als ſie ihrer Anſicht nach das Wichtigſte gerettet, lud ſie die wunderliche Laſt mit den Kräften der Verzweiflung auf und ſchleppte den Waſchkorb mit der Baby-Paſtete im Schweiße ihres Angeſichts die Treppe hinab. —

Fräulein Riekchen kam ihr händeringend entgegen: „Um Gottes Willen Babette, wo iſt Baby? Das Bettchen iſt leer!!“ —

„Hier Fräulein, ich han's Kindche bei mer —!“ — Und

die Alte ſetzte ihre Laſt momentan nieder und wies triumphierend auf das Reſultat ihrer Geiſtesgegenwart. — —

Es ſoll viel lauwarmes Waſſer gekoſtet haben, bis Baby ſchließlich wieder ſeine wahre Phyſiognomie zeigte! —

Das Feuer wurde auf ſeinen Herd beſchränkt, und nach zwei Tagen war wieder alles im alten Geleiſe bei uns.

Da läßt ſich abends, zu ziemlich ungewohnter Stunde, der Kommandeur melden.

Sein Antlitz iſt ſehr ernſt, ſeine Miene ſehr wichtig, und in der Hand hält er ein ſorgſam verſiegeltes und verknotetes Paket.

„Mein lieber Herr Leutnant, — ich komme, Ihnen das mir anvertraute Gut zurückzuerſtatten, welches Babette während des Feuers mir überbracht hat, mit der Bitte, es für die Herrſchaft aufzubewahren.“

Papa iſt ſehr erſtaunt. „Ich habe keine Ahnung davon, Herr Oberſt, — vielleicht aber hat meine Frau in ihrer Ratloſigkeit an Ihre Liebenswürdigkeit appelliert —“

„Es ſcheinen Wertpapiere und Schmuck zu ſein, mein beſter E. — eine ſchwarze Ledertaſche, welche nur ſehr flüchtig mit Bindfaden umwunden war. Ich erlaubte mir dieſelbe zu verſiegeln und in meiner Schatulle zu verwahren!“ ...

Mama wird befragt — ſie iſt noch erſtaunter wie Papa:

„Bitte öffnen wir doch einmal!“

Und man öffnete. — Es paſſieren viel unglaubliche Dinge auf der Welt, bei deren Erzählung man ſtets

verſichern muß: „Es hat ſich dennoch wahr und wahrhaftig ſo zugetragen!“

So iſt es mir ſchon öfters mit dieſer Geſchichte paſſiert.

Die Wertſachen, welche die alte Babette in höchſter Aufregung ganz ſicher gerettet wiſſen wollte, um deretwillen ſie in der Nacht um 2 Uhr den Kommandeur eines Kavallerieregiments heraustrommelte, um ihm die geheimnisvollen Schätze ſelber in die Hand zu legen — dieſe Wertſachen beſtanden aus ihrem Dienſtbüchlein — dem mottenzerfreſſenen Haarzopf, der ſie dereinſt in Bordeaux geſchmückt, einem einzelnen, ſehr altersſchwachen Pantoffel, deſſen Sohle weit abklaffte, wie eine luftſchnappende Karpfenſchnute, und dem Schlüſſel zum Holzboden ... Tableau! — —

Was ſich Babette eigentlich dabei gedacht hat, als ſie dieſes ſeltſame Programm entwarf, iſt ſtets ein Rätſel geblieben, ich denke mir, es iſt ihr ähnlich ergangen wie dem Schäfer, welcher auf die Frage des Paſtors: „was er denn eigentlich den lieben langen Tag in ſeiner Einſamkeit denke?“ beleidigt antwortete: „Wann he ſo dumm is, det he immer bei allem wat denken muß — ich han's net nötig!! — —“

Auf ihre weiten Reiſen und den Aufenthalt in Bordeaux bildete ſich Babette nicht wenig ein. Keine größere Genugtuung gab es für ſie, als von den Herrſchaften, denen hie und da die lieben Kleinen „nach dem Deſſert“ vorgeführt wurden, franzöſiſch angeredet zu werden. — Und es geſchah

regelmäßig, denn es gab nicht leicht etwas Spaßhafteres, als Babettes Franzöſiſch mit dem Anflug ihres unverwüſtlich ſüddeutſchen Dialekts zu hören, ein Franzöſiſch, welches ohne Mitleid alt und jung duzte.

So iſt eine Sprachblüte bis auf den heutigen Tag geflügeltes Wort bei uns geblieben!

Mit Mamas Erlaubnis erteilte Fräulein Riekchen einem Backfiſchchen namens Julie aus einer Nachbarfamilie Klavierunterricht.

Babette hatte das kleine Fräulein hie und da einmal herüberzurufen, wenn Dame Riekchen das Wetter zu ſchlecht zum Ausgehen war.

Dieſes Herzurufen ging oft durchs Fenſter, über die Straße herüber von ſtatten, und da Julchen Franzöſiſch gelernt hatte, und Babette ihr Licht nicht gern unter den Scheffel ſtellte, ſo lautete es regelmäßig ſo:

„Schilli! di dwa fenir d'exerzeh! Madmersell l'a schisstemang di!“ —

Was allem Vermuten nach wohl beſagen wollte:

„Julie, tu dois venir t'exercer! Mademoiselle l'a justement dit!“

Wehe der Dame der Geſellſchaft, welche auf den Namen Julie getauft war, ſie hieß rettungslos nach Babettes neueſter verbeſſerter Grammaire „Schilli!“ — Auch das Wort „Bombös“ gehörte zu ihren Spezialitäten.

Einmal war das ganze Städtchen in hoher Aufregung über Babette, und daran war Baby ſchuld.

Es war nach Beendigung des Krieges 1866, als der soeben verkündete Frieden mit einem großen Feuerwerk in einem Vergnügungslokal, unweit der Stadt gelegen, gefeiert werden sollte.

Selbstverständlich ging Babette bei solch einer Gelegenheit auch einmal aus.

Ich war mit einer befreundeten Offiziersfamilie etwas früher hinausgefahren, und wurde auch früher wieder durch den Bedienten derselben nach Hause kutschiert. Laute Kanonenschläge ertönten hinter uns.

„Du, August, warum donnert es denn so?"

August wandte sich vom Kutscherbock zurück.

„Weil sie eben Viktoria schießen!" — erläuterte er, und knallte den Pferden, um schneller wieder hinaus zu kommen.

Ein Todesschreck fuhr mir durch alle Glieder. Viktoria hieß nämlich unsere Köchin, und der Gedanken, daß man die jetzt schießen wollte, ging mir denn doch über die Hutschnur.

Starr vor Entsetzen kauerte ich mich in die Wagenecke, gräßliche Bilder schwirrten durch meinen kleinen Kopf, ich sah bereits die Viktoria im Geiste daliegen, ebenso wie den Wilddieb auf dem Ölbild daheim, den sie auch totgeschossen hatten, und dem das Blut über die Brust lief.

Immer gewaltiger arbeitete meine Phantasie, und da ich mich in der Regel nicht viel mit Viktoria beschäftigte, so verwechselte ich das schließlich, und übertrug das ganze Unheil auf meine Freundin Babette. —

Der Wagen hielt vor dem Haus, Peter stand schon bereit,

mich zu empfangen, und Auguſt machte flink kehrt und jagte zurück.

„Aber Päby ... hat dich rein der Deuwel am Bändel, was natſchſt du denn?“ —

Da ging's aber erſt los, ich ſchrie Zeter. —

Mama rief ſofort nach mir und forſchte ganz erſchrocken nach der Urſache meines Jammers.

„Sie haben die Babett geſchoſſen!“ — ſchluchzte ich durch all meine Tränen hindurch, und Mama war ganz frappiert und ſah Peter fragend an. — „Ach was, mein Herzchen! wer ſoll denn auf deine alte, gute Babette ſchießen! Das iſt ja nicht wahr ...!“

„Die gute Babette! — meine Babette!“ ... Wie die Waſſerbächlein floß es über meine Wangen: „Doch geſchoſſen ... Auguſt hat's geſagt ... ganz mauſetot!“ ... Und Baby tat ſich ſchier vom Leben vor Herzeleid. —

„Am Ende iſt etwas beim Feuerwerk explodiert und hat die alte Frau verletzt!“ beunruhigte ſich ſchließlich Mama, und ſchickte den Peter weg, mal ſchnell Erkundigungen einzuziehen. —

Wie ein Gerücht entſteht und wächſt, iſt eine ewig alte und ewig neue Geſchichte! —

Peter hatte ein paar Leute angehalten und ausgeforſcht, hatte durch ſeine Frage: „Ob der Babette etwas paſſiert — ob ſie am Ende gar verunglückt ſei?“ — den Funken ins Pulverfaß geſchleudert, welcher wie mit Blitzesſchnelle das Gerücht verbreitete: „Babette iſt erſchoſſen!“

Als die brave Alte ſchließlich unter rieſiger Volksbegleitung wieder ihr Quartier bezog, und in der Freude des Wiederſehens ebenſo herzzerreißend ſchluchzte wie Baby (als ſie von allen Seiten hörte, ſie ſei totgeſchoſſen, hatte ſie es zu guter Letzt faſt ſelber geglaubt!), da erklärte ſich auch der ſeltſame Irrtum, an welchem Babys Zerſtreutheit ſchuld war! — aber dennoch hat dieſes Ereignis die Babett und mich weit über die Stadt hinaus berühmt gemacht.

Um jene Zeit ereignete es ſich, daß Julerle und ich uns ſehr lebhaft mit einem Buch beſchäftigten, in welchem die Heldentaten des Herkules in üppigſten Farben abgemalt, und mit imponierenden Verſen, der deutſchen Jugend als nachahmungswertes Beiſpiel, erläutert waren. —

Ich hatte ſonſt abſolut keine Vorliebe für Bücher und beſchränkte mich nur darauf, den mißliebigen Perſonen auf den Bildern, — mit Vorliebe Männern mit ſchwarzem Haar und Augen — als Zeichen meiner tiefſten Nichtachtung mit Bleiſtift die Augen durchzuſtreichen, wodurch ich dieſelben ein für allemal unſchädlich gemacht zu haben glaubte. — Dennoch erweckte mir der Herkules derartige Sympathien, daß er mir zum Ideal aller Männlichkeit wurde! —

So kam es, daß Julerle und ich uns eines ſchönen Tages à la Herkules in Kraftübungen ergingen, und Babette als höchſt unintereſſiertes Publikum auf ihrer Fenſterpritſche der Sache beiwohnte. —

Auf all unſere Jubelrufe: „Babett! ſieh doch mal, was ich kann!! ...“ — nickte ſie nur, ohne aufzuſehen, ein höchſt

zerſtreutes: „hm ... hm ...“ zog den Rücken noch krummer und ſtichelte noch emſiger darauf los.

Auch die Stellung einer Kindermuhme hat ihre Verpflichtungen, und Babett trat ſie in dieſem Augenblick vollkommen unter die Füße. —

Alle Künſtler verlangen nach dem Applaus der Menge, — ebenſo Julerle Matzke und ich, welche bemüht waren, das Beſte zu bieten, was wir auf Lager hatten; Babettes Blaſiertheit entrüſtete uns ebenſo wie zurzeit die Verſtocktheit der Kölner den delikaten Geſchmack Hans von Bülows, — wenngleich es ja Babette, ſoviel ich weiß, nicht mit einem Trompeter hielt. —

Unſere Kunſtfreudigkeit erſchlaffte, wir rückten der Alten näher zu Leibe, und verſuchten ſie durch eine geiſtreiche Konverſation aus ihrer Apathie zu reißen.

„Du, Babett, ... mein Papa iſt ein ſehr ſtarker Mann!“ — eröffnete ich mit kampfbereit funkelnden Äuglein die Unterhaltung.

„Hm ... hm ...“ —

Ich hielt noch an mich.

„Babette! — mein Papa iſt der ſtärkſte Mann hier in der Mühlſtraße!“

„Hm ... Hm! ...“ — Und ſie neigte den Kopf noch tiefer über die Arbeit, daß es ausſah, als wollte ſie jeden einzelnen ihrer Stiche beriechen. Julerle knuffte ſie und ſah mich encouragierend an: „Babys Papa iſt der ſtärkſte Mann in der ganzen Stadt!!“

„Hm ... hm ..."

„Babett ... mein Papa ..." ich ſchnappte erſt nach genug Luft: „Mein Papa iſt der ſtärkſte Mann im ganzen Land!"

„Hm ... hm ..."

„Auf der ganzen Welt!" ſchrie Julerle wütend, und ich geriet vollends in Harniſch. Jetzt wollte ich den höchſten Trumpf ausſpielen, und wenn ſelbſt der keinen Eindruck macht ... dann ... ich faßte die Alte am Arm und ſchüttelte ſie dergeſtalt, daß die beiden Tüllflügel der Haube wie in einem Wirbelwind erzitterten. „Babett ... mein Papa iſt ſo ſtark wie der Herkules!!"

Da ſchaute ſie endlich auf — kühl bis ins Herz hinein — mumpfelte erſt einen Moment mit dem zahnloſen Munde und ſagte gelaſſen: „Wie der Herkules? Den Herkules den kenn' ich nit, aber der ſtärkſte Mann in der Mühlgaß iſch dein Papa noch lange nit!"

Wie die Vampire fuhren wir ihr an die Gurgel, kochend vor Wut — außer uns! ... Wohl nie iſt eine Arzneiflaſche ſo gründlich geſchüttelt worden, wie die arme, geiſtesabweſende Babett, welche glücklicherweiſe in demſelben Augenblick durch Peters kräftige Fäuſte vom Erſtickungstod errettet wurde.

„Was habt ihr denn mit der Babett vor, ihr Schwerenöter?!"

„Sie antwortet nicht! und ſagt, der Papa ſei nicht einmal der ſtärkſte Mann in der Mühlſtraße!" überſchrien wir uns, aufs tiefſte entrüſtet.

„Iſt das wahr, Babette?"

Die Alte kam erſt mühſelig wieder zu Atem, — machte ein paarmal „puh" — denn es war ihr ſiedeheiß geworden, neigte ſich gelaſſen über ihre Arbeit nieder „hm ... hm..." und pfriemte ruhig weiter! — — — — —

Eine der komiſchſten Situationen aber, in welcher ſich dieſes Original jemals befunden, iſt folgende:

Mittlerweile war ich ſechs Jahre alt geworden, und bereits ſo ſelbſtändig, daß ich ganz allein eine Kindergeſellſchaft beſuchte, dieweil meine Schweſter von Großmama mit nach der Reſidenz genommen war. Da die Burſchen durch irgendwelches Vorkommnis im Hauſe beſchäftigt waren, ſo wurde Babett beauftragt mich abzuholen, und traf auch rechtzeitig ein, um der Luſt einer Schokoladenfete ein frühes Ende zu bereiten.

Es war im Spätherbſt, die Tage ſehr kurz, und das Wetter recht unfreundlich, auch hatten während der Dauer der Geſellſchaft einzelne Regentropfen an die Fenſter geſchlagen, und meine getreue alte Kindermuhme war infolgedeſſen mit einem rieſigen Regenſchirm erſchienen, ihrem Privateigentum, ſo groß, daß das halbe ruſſiſche Kaiſerreich darunter Schutz gegen jegliche Unbill gefunden hätte.

Nachdem ich erſt eine Weile vergeblich mit ihr um Prolongation meines Urlaubs verhandelt hatte, begaben wir uns auf die Heimreiſe. Babett trat als fürſorgliche Wärterin erſt allein vor die Haustür. Den Schirm kampfbereit, in derſelben Poſition wie die Soldaten ihr Gewehr

unter dem Kommando: ‚legt an‘, hob ſie rekognoszierend die Naſe in die Luft, ſtreckte die Hand mit ausgeſpreizten Fingern prüfend vor, und griff dann hinter ſich nach dem Baby: „An afant Baby, eresement la bli a basseh!“ kommandierte ſie, denn der fremde Diener ſtand noch leuchtend hinter uns, und hätte am Ende bezweifeln können, daß Babett in Bordeaux geweſen! Das durfte ſie unmöglich dulden, denn was eine Exzellenz unter Leutnantsfrauen im Salon iſt, das war Babette in Küchen und Kinderſtuben unter dem jugendlichen Schwarme dienſtbarer Geiſter.

Alſo es ging vorwärts — quatſch, quatſch durch den Vorgarten der Villa auf die Straße hinaus.

„Es hat tüchtig gegoſſe!“ — konſtatierte meine Begleiterin und faßte ohne jegliche Prüderie ihre Röcke zuſammen, hoch über die Ferſen, daß ſie im Schatten ausſah wie ein dickes Kartoffelmännchen auf Schwefelholzbeinen.

Ich machte das ſofort nach, obwohl durchaus keine Möglichkeit war, mein ſpannlanges Ballettkleidchen in Berührung mit der Erde zu bringen, höchſtens wenn ich unfreiwillig Platz nahm! — und knetete gravitätiſch neben Babette her.

Der Mond war aufgegangen, und als wir in die Mühlſtraße einbogen, da fielen ſeine einzelnen hellen Strahlen durch die Hauslücken hindurch und zeichneten ſchmale Lichtſtreifen über das feuchtglänzende Pflaſter.

Babette war kurzſichtig, und wie es ſchien wieder etwas brouilliert mit ihren Gedanken; als ich luſtig darauf los, mitten in einen der ſilbernen Mondſtrahlen hineintappen will,

fühle ich mich plötzlich von hinten ergriffen und ſo energiſch zurückgeriſſen, daß — falls ich ein kleiner Gickelhahn geweſen wäre, entſchieden die ſchönſten Schwanzfedern daran hätten glauben müſſen!

„Um Gotteſch Wille, Bäby — hupfe! — hupfe!! ...“ Und ehe ich mich's verſehe, hat ſie mich wie ein Wickel Werg unter dem Arm geklemmt, nimmt einen Anlauf — und — hep, hep — tut einen Satz über den Lichtſtreif, daß „Kies und Funken ſtoben!“

Die Tüllzittern auf ihrem Kopf vibrierten wie zwei ausgeſpannte Maikäferfühlhörner, die Bänder wogten, und hutata flatterten die Röcke hinten 'naus!

Unter dem einen Arm den Paraplui, unter dem anderen mich, — ſo voltigierte die Alte wie ein junges Füllen mit beiden Füßen zugleich über den weißlich glitzernden Strahl. Ich jauchzte laut auf vor Wonne, denn ſolch einen übermütigen kleinen Scherz hatte ich zuvor noch nicht an meiner grauköpfigen Freundin erlebt.

„Noch einmal! noch einmal!!“ verlangte ich ungeſtüm, und richtig, kaum, daß Babette wieder zu Atem gekommen war, zwei Häuſer weiter, prallte ſie vor dem zweiten Mondſtrahl zurück.

„Gott ſoll mich lewe laſſe! hat's denn mit Mulden gegoſſe, daß mer all'weil über die Bäch hupfe muß?!“ grollte ſie, nahm mich abermals auf und — „kühn gereckt — im Sprung geſtreckt“ — wurde das zweite Hindernis mit verzweiflungsvoller Verve genommen.

Wenn die Nymphe Iris juſt in dem Augenblick durch die Wolken auf uns herabgeſchielt, und Babettes leichtgeſchürzten Sprung geſehen hätte, wären ihre Flügel noch viel ſafrangelber vor lauter Neid geworden! — Und wenn das beſte Springpferd der Frau Hager-Renz von dieſer alten Kinderfrau „in Freiheit dreſſierter Leiſtung" Augenzeuge geweſen wäre, es würde an ſeine Bruſt geſchlagen und alle goldenen Hafer- und Lorbeerkränze dieſer Rivalin neidlos zu Füßen gelegt haben.

Babette nahm nicht nur mit aller Eleganz die oft beträchtlichen Hinderniſſe, ſondern ſie legte auch eine erſtaunliche Ausdauer an den Tag, denn die ganze, lange Mühlſtraße hinab, alle paar Häuſer weit hieß es: „Spring an, mein Wüſtenroß aus Alexandria!" und Babette legte ſich ins Zeug und ſetzte unverdroſſen hinüber.

Endlich lag unſer Haus vor uns.

„Guk mal, Kleines, was da aber für ein See vor dem Hoftor und dem Gärtche glitzert! Gott's Erbarme, daß er hinner der Haustür liegt, ſonſt hätte mer doch noch wate müſſe!" — Und damit rüſtete ſich meine Gefährtin zum letzten Sprung.

Ich war in hohem Grade animiert über dieſen äußerſt originellen und ſpaßhaften Heimweg, welcher mir jetzt erſt den neckiſchen Sinn und die ganze Munterkeit der langjährigen Intima enthüllte.

„Diesmal iſch's aber arg breit!" ſeufzte die Alte auf, „komm, Bäby, hock lieber auf, dann hab' ich mehr Gewalt über die Bein!" — und damit kauerte ſie nieder, und ich ſetzte mich Hukepack auf ihren Rücken.

Das war erſt eine Luſt! Ich ſpornte mein ſeltſames Roß mit den Füßen und ermunterte es durch lauten Zuruf.

Hui! — wie das drüber hinſetzte — wie die ſchweren Nägelſchuhe auskratzten und welchen Ruck es gab, als wir uns jenſeits parierten! Aber o weh! Diesmal ſchienen der Tüllhaube denn doch des großen Shakeſpeares Worte einzufallen: „Wenn der Spaß zu weit geht, dann hört er auf, ein Spaß zu ſein!" — ſie dachte „Quod non" — und plautz — unten lag ſie, mitten in dem Mondſchein drin!

Babett jammerte laut auf, reckte den Arm vorſichtig hinüber, faßte den verunglückten Kopfputz und ſchlickerte ihn fortdauernd durch die Luft.

„Auch das noch!" wehklagte ſie „komme mer glücklich

über all die Deiwelspitſche und nun noch, zu guter letſcht muß mer die Haub ins Waſſer ſegele!"

„Aber Babett," ſagte ich ganz erſtaunt, „wo iſt denn Waſſer?"

„Na da! vor deiner Nas! ... weiß der liebe Gott, wo plötzlich all die Bäch' in der Mühlſtraß herkomme! — Wie'n Wolkenbruch muß es runner gegoſſe ſei, derweil ich auf dich gelauert hab'!" —

Verſtändnisvoll, mit großen Augen ſchaute ich zu der Sprecherin empor. „Halts Schirmche derweil!" ſeufzte dieſe, reichte mir das gigantiſche Inſtrument, welches neben mir ausſah wie ein Maſtbaum mit gerefften Segeln, und fuhr mit den Armſchwingungen fort, welche ihrem ſchwarzen Schatten ein wahrhaft ſchauerlich alraunenhaftes Anſehen gaben.

Hund, Hirt und Herde ſtanden ſtumm um dieſen Unglücksfall herum.

„Were die neie Bänner berdi (perdu!) ſein!" — fuhr die Alte endlich in zorniger Haſt auf, und mit Daumen und Zeigefinger prüfend das Seidenband betaſtend, ging es ihr plötzlich wie der Freundin der Frau Haſemann — ſie war ſtarr.

„Gottſch Wunner! ſe ſin jo krimmeldroke!! —"

„Na ja, ſie hat doch auch bloß im Mondſchein gelegen!" krähte ich mit zurückkehrender Beweglichkeit. Langſam beugt ſich Babett nieder, tippt feierlich mit dem knochigen Finger auf das Pflaſter in den glitzernden Mondſchein, und richtet ſich ebenſo langſam wieder empor.

„Döß dich die Krot ſchticht! un' alle lahme Eſel drein ſchlage möchte! Is die ganze Hupferei vor de Katz' geweſche!"

Und ſie faßte ſchwer alteriert nach der Hausklingel und läutete Sturm.

„Daß't mer den Schnabel hältſt und nix raus plauſcht vom Üwergeſchpring', kombri?" wandte ſie ſich ſehr eindringlich an mich, „iſch nix vor fremder Leuts Ohre!" — und dann traten wir ein. —

O Babett! welch eine Naivität gehört dazu, von einem Baby, welches doch noch keine Zeitungen lieſt und nichts von Ehrenſache weiß — Diskretion zu verlangen! —

Nicht nur die Sonne, ſondern auch Babys bringen alles an den Tag, und wenn auch nicht in böswilliger Abſicht, ſo doch mit einer Gewiſſenhaftigkeit, welche oft imſtande iſt, jedes einzelne Haar auf dem Haupte des Opfers Angſtſchweiß tropfend empor zu ſträuben! —

Ich hatte mir gewiß nichts dabei gedacht, als ich ſeit jenem „fröhlichen Heimgang" beim Anblick jedwedes Lichtſtrahls freudejauchzend „zu hupfe" wünſchte, und als dieſer rätſelhaften Paſſion etwas nachgeforſcht wurde — da ... da war das Grab allerdings kein Damenkaffee gegen mich!

Wieviel Neckereien hat die brave Seele erdulden müſſen, und wie böſe iſt ſie geworden, als ein ſehr naſeweiſer Mosjö Leutnant zu ihr geſagt hat: „Na, Babett, morgen iſt Hürden-Rennen! Sie ſpringen doch hoffentlich mit? Ich habe zwölf Flaſchen Sekt auf Sie gegen den Goldfuchs des Herrn Ritt-

meiſters gewettet!“ Da war bös Wetter auf Zollern! Und den einzigen energiſchen Anſchnauzer, welchen ich jemals von ihr beſehen habe, den verdiente ich mir auf einem Spaziergang, wo der nämliche bös akkreditierte Offizier uns mit der Schwadron begegnete und ſein Pferd neben uns parierte: „Na Baby? komm zu mir in den Sattel, wir reiten zuſammen in die Konditorei!“

Das lockte mich gewaltig, aber die mütterliche Strenge hatte mir ein für allemal verboten, von Babettes Hand zu gehen.

— Que faire?! — Immer diplomatiſch.

„Liebes Onkel Pünſchchen!“ ſchmeichelte ich, „kannſt du nicht die Babette auch noch hinten drauf nehmen?“

Schallendes Gelächter ringsum, — Babette aber wurde kirſchrot vor Zorn, und als eine dicke Staubwolke ſich zwiſchen die Schwadron und uns ſchob — da ... oh weh geſchrien! ...

Lange Jahre ſind vergangen.

Die gute, alte Babette iſt müde geworden, und hat ein friedlich Kämmerlein bezogen, dicht an der kleinen, heimatlichen Dorfkirche unter einem Roſenſtrauch, in welchem die Nachtigall ihr Lied über ſtille Gräber ſingt. —

Einen Kranz hat Baby auf das Kreuz zu ihren Häupten gehängt, ſo golden wie die Seele der treuen Magd, welche in Wahrheit eine fromme und brave geweſen.

Wie sich Hoheit rächte!

Noch einmal zurück zu dir, teure, unvergeßliche Pen=ſion, zu deinem düſtern Berliner Zimmer, in welchem die „zweite Abteilung“, acht hoffnungsvolle junge Damen, reſidierte, und manch lieben Federhalter verzweiflungsvoll über Themen und Exempeln zerknabberte! Es war eine feudale kleine Runde, dieſe zweite Abteilung, braun, blond und ſchwarz meliert, nur: „crême de la crême“ wie Kom=teſſe Grethe K. einſtmals dem wackeren Phyſiklehrer ver=ſicherte und ihm zur Bekräftigung die langen, wilden Blond=haare ausgelaſſen in das Geſicht ſchleuderte! — Ja, unge=zogen waren wir ſämtlich, trotz Tante Annas milder Ermah=nung, und Tante Luiſens ſtrafendem Blick, ungezogen das ganze Jahr hindurch, bis zirka acht Tage vor der Zenſuraus=gabe, wo eine jähe Kriſis eintrat, und aus dem ſtruppigen Tigerfell ſanfte Täubchen hervorkrochen. Trotz alledem aber hatten wir uns gegenſeitig lieb, wenn es auch hie und da vorkam, daß wir uns tagelang mit ariſtokratiſch gerümpften Naſen ignorierten, oder, bei heftiger Debatte über die Konfirmandenſtunde, Freundin Dolores das Tintenfaß in

das roſige Antlitz ihres vis-à-vis telegraphierte, böſe war es weiter nicht gemeint, und nur ehrlich geſtritten, wie anno dazumals Doktor Luther das Beiſpiel gegeben. Penſionsfreundſchaften ſind für das ganze Leben geſchloſſen! Wenn auch mit gar manch lieber Seele ſchließlich die Korreſpondenz einſchläft, und man jahrelang nichts voneinander hört und ſieht — plötzlich trifft man ſich in der Reſidenz, auf Bällen, im Theater oder Konzerten, und mit lautem Jubelſchrei ſinkt ſich die zweite Abteilung in die Arme, als ſei ſie nie getrennt geweſen.

Meine Intima heißt Baroneſſe Lina, und ihr verdanke ich auch teilweiſe folgendes Erlebnis, welches ich hier in recht indiskreter Weiſe ausplaudern will!

Lina und ich haben einen gemeinſamen Onkel, den Grafen S., welcher neben manch anderer netten Eigenſchaft auch die beſitzt, Herr eines köſtlichen, uralten Ritterſchloſſes zu ſein. Auf dieſes Schloß waren wir nun alle zu einer ſolennen Feierlichkeit eingeladen, dem Verlobungsfeſt der jüngſten Nichte der Gräfin, welche Herz und Hand Sr. Erlaucht, dem regierenden Graf zu *** geſchenkt hatte.

Wir beiden Mädels waren kaum drei Wochen aus der Penſion heimgekehrt, hatten natürlich den Himmel voll größter Baßgeigen hängen, hielten einen Leutnant noch für ein unfehlbares Weſen, und hakten die Kleider ſtets in die äußerſten Schlingen, um zwei Finger breit an der Schleppe zu profitieren. Im Vertrauen hatten wir uns wohl ſchon unzähligemal auf „Ehre und Gewiſſen“ gefragt: „Du,

findeſt du mich eigentlich hübſch? — glaubſt du, daß ſich jemals einer in mich verliebt?" — was natürlich gegenſeitig mit einem Meineid verſichert wurde!

Welche Empfindungen und Gefühle nun dieſes erſte große Feſt unſern Backfiſchſeelchen aufdrängte, läßt ſich mit einfacher Kopiertinte gar nicht beſchreiben, wir fieberten vor Erwartung und Ungeduld, und erlebten bereits in Gedanken die grandioſeſten Romane, wie wir mit kaltem Blut die Leutnantsherzen gleich Zwiebäcken knicken wollten.

„Ach!" ſagte Lina, „wenn ſich mir nur einer im Park beim chineſiſchen Tempelchen erklären wollte, die Staffage iſt ſo angemeſſen ſchwermütig, und wenn ich ihm dann mit meinem hochmütigſten Geſicht entgegne: „Verwegener, Sie wagen es, die Augen zu einer Roſe zu erheben, in deren jungfräulichem Kelch das Geheimnis einer Sphinx ſchlummert?" (Der Satz war einem Senſationsroman entnommen!) „wenn er dann zerſchmettert an dem Oleanderkübel zuſammenſinkt, und ich ihm den Rücken wende und ſtolz davonrauſche, — dann iſt der Weg dort gerade ſo herrlich breit, daß meine Schleppe ſich ſo recht ſtolz und voll entfalten kann!"

Das wünſchte ſich alſo Lina, ich nahm mir aber vor, doch in gleichem Falle lieber an ſeine Bruſt zu ſinken und „Ja!" zu ſagen, um meine Verlobung ſofort in der Kreuzzeitung bekannt zu machen.

Es waren viele vornehme Gäſte aus der Nachbarſchaft geladen, viel erlauchte Verwandtſchaft des Bräutigams,

und als Krone des Ganzen hatte Seine Hoheit der Prinz A. L. z. H. ſeine hohe Anweſenheit gnädigſt in Ausſicht geſtellt.

Beſagte Hoheit war der Beſitzer eines Nachbarſchloſſes, ein ſchon älterer Herr, welcher gerade zu jener Zeit einen Sommeraufenthalt daſelbſt genommen hatte.

Um Hoheit drehte ſich nun alles! Der ganze Glanz des gräflichen Hauſes ſollte entfaltet werden, um den durchlauchtigen Gaſt mit aller gebührenden Form und Feierlichkeit zu bewirten.

Lina und ich wurden extra vom Onkel ins Gebet genommen, und uns die ganze Wichtigkeit und Größe des Tages vor Augen geſtellt, mit vielen Worten Liebenswürdigkeit, Eleganz und Rückſicht anempfohlen, nicht zu laut lachen, nicht immer den Kopf nach der Schleppe umdrehen, um Gottes willen nicht Titel und Anrede verſchlucken — enfin — ein wahres Regiſter von guten Lehren und Ermahnungen. Onkel ſchien uns beiden beſonders zu mißtrauen; ſei es, daß ihm unſere tollen Streiche plötzlich alle vor Augen ſchwebten, ſei es in der Vorahnung eines drohenden Malheurs, welche manchen Menſchen ja ſchon tagelang vorher in den Gliedern liegt, auf alle Fälle tat er ſeine Schuldigkeit, die beiden „Bologneſerchen“ (unſere Spitznamen) mit der ganzen Verantwortlichkeit ihres erſten Debüt vertraut zu machen. Lina rümpfte die Naſe. „Mein Gott, wir ſind doch keine babys mehr!“ flüſterte ſie mir indigniert zu, „und von dieſer Hoheit machen ſie ein Weſen, als ſei er mindeſtens in Butter gebraten! Ich werde mich ſchon tadellos benehmen,

darauf kann er Gift nehmen!“ und ſie warf ſich in die Bruſt und ſetzte das Füßchen ſehr energiſch auf den Boden.

„Ladylike!“ nickte ich blaſiert, legte meinen Arm gemeſſen graziös auf denjenigen der Intima, und rauſchte die Treppe hinab. Unterwegs benachrichtigte uns der Jäger, daß Frau Gräfin die jungen Damen zu ſprechen wünſche.

„Jetzt geht's noch mal los!“ ſeufzten wir à tempo. füllten uns en passant am Büfett die Taſchen mit Traubenroſinen und Mandeln, und verfügten uns ins zweite Treffen. Tante lag im Lehnſtuhl, vor ihr die ſoeben angekommenen, reizend ausgeſtatteten Menüs.

„Bon jour, mignonnes!“ nickte ſie ſichtlich ermattet, „ich fühle mich allerdings recht abattue von all dem Trubel der letzten Stunden, aber dennoch“ ...

„Onkel hat uns ſchon alles geſagt!“ riefen wir eifrig.

„Hat er? — um ſo beſſer! — es würde meine Zeit auch recht in Anſpruch genommen haben,“ und Tante drehte den ſchönen Kopf nach dem Spiegel und zog die Stirnlöckchen etwas tiefer in das Geſicht, „alſo vor allen Dingen, liebe Kinder — nicht eine Minute vergeſſen, daß Hoheit anweſend iſt! Beobachtet ſo ſtreng wie möglich das Zeremoniell des Hofes, und bedenkt, daß ihr euere Familien und deren alte Namen zu repräſentieren habt! — Die äußerſte Rückſicht für Hoheit“ — —

„Frau Gräfin, ſoeben ſind die Kiſten von Gerſon angekommen!“ meldete die Kammerjungfer atemlos.

Tantens Augen blitzten auf, faſt unwillkürlich richtete ſie ſich mit ſchnellem Ruck empor. „Endlich!“ klang es wie tief erleichtertes Aufſeufzen von ihren Lippen, dann verſank ſie wieder leidend in den Atlaspolſtern, und hob gnädig abwinkend die ariſtokratiſch bleiche Hand, „es iſt gut, Dore, packen Sie in meinem Toilettezimmer aus und rufen Sie mich dann zur Anprobe!“ Ein tiefer Seufzer begleitete die letzten Worte, und Dore verſchwand. Auch Lina und ich hatten uns bereits nach der Tür zu konzentriert, Tantens Blick vereitelte jedoch den Fluchtverſuch.

„Lina!“ rief ſie mit leichter Kopfbewegung, griff nach ihrem Flakon und ſprengte ſich Eau de Cologne an die Schläfen, „komm ein paar Schritte näher — noch näher, — ſo! Nun mache mir einmal das Kompliment, welches Seiner Hoheit bei eurer Vorſtellung zukommt!“

Lina reckte ihre korpulente kleine Figur in die Höhe, machte ein Geſicht wie die ſterbende Dido, und kippte leicht vornüber.

„O mon Dieu! lange nicht tief genug, Kind!“ klang es alteriert vom Seſſel herüber, „viel mehr Grazie, viel elegantere Kopfhaltung, in der Taille mehr Biegung! — noch einmal!“

Lina zerfloß in ſchmachtender Verneigung.

„Jetzt iſt es ſchon beſſer, gut aber noch immer nicht! Ziehe nicht die Brauen ſo wütend zuſammen, du ſiehſt ja aus, als wollteſt du Hoheit beißen, anſtatt ihn zu begrüßen! Immer leicht und ungezwungen, man darf es doch nicht

merken, Kinder, daß ihr zum erſten Male einer Fürſtlichkeit gegenüber ſteht! — Alſo noch einmal, freundlich und natürlich! — ſo — etwas tiefer noch — na, es geht zur Not!“ — Wieder folgte ein tiefer Seufzer, welcher diesmal bei Lina Echo fand, dann richteten ſich Tantens träumeriſche Augen auf mich.

„Aha, jetzt bin ich an der Reihe!“ kombinierte ich, und Lina kniff mich dazu in den Arm.

„Petite, verſuche auch!“ winkte Frau Gräfin.

Ich hatte bereits profitiert, und verneigte mich ſo nachdrücklich, daß meine Naſe faſt das Parkett kratzte.

„Kind, nicht outriert! Du biſt ja der reine Hampelmann!“ entſetzte ſich die Tante, „langſam, zierlich! — Hoheit denkt ja ſonſt, er hat Marionetten vor ſich! — wiederhole!“

Ich zog die Mundwinkel bis an die Ohren, akkompagnierte dieſes Manöver mit ſchmachtendem Augenaufſchlag, und knickte in der Taille gefühlvoll zuſammen.

„So iſt's beſſer, beinahe gut!“ lobte die Tante, „ich denke, der Moment ſelber wird euch noch etwas elektriſieren! Alſo Kinder, noch einmal, ich verlange, daß ihr Hoheit gegenüber die verbindlichen, liebenswürdigen und in jeder Weiſe die dehors wahrenden Wirtinnen ſeid — was gibt's denn, Friedrich?“

Friedrich ſtand in großer Livree in der Tür und verneigte ſich haſtig. „Frau Gräfin verzeihen, der Friſeur iſt ſoeben aus der Stadt eingetroffen, ebenſo die Torten und Paſteten von dem Hofkonditor —“

„Gut, gut, Friedrich!“ wehrte Tante nervös ab, „Monſieur Limbergès mag zuerſt die Komteſſe Braut friſieren!“

„Sehr wohl, Frau Gräfin! Außerdem läßt der Koch anfragen, ob er Frau Gräfin noch einmal wegen des Tafelarrangements —“

„Jetzt nicht, Friedrich, er mag ſich an den Haushofmeiſter wenden, ich weiß nicht mehr, wo mir der Kopf ſteht!“

„Frau Gräfin, darf ich zur Anprobe bitten! Die Toilette iſt einzig, ein ſeegrüner Atlas!“ und Dore küßte verzückt Daumen und Zeigefinger.

Lina und ich waren längſt durch die Lappen gegangen. „Wenn das noch lange ſo weiter geht, macht uns dieſe delikate Hoheit noch alle verrückt!“ ſchmollte Bologneſerchen Nr. 1, und ich hob die Hand mit dem Zukunftsblick einer Kaſſandra. „Ja, Lina, gib mal acht, etwas Fürchterliches ereignet ſich gewiß, es riecht nach Unheil in der Luft!“

Zwar waren noch drei Stunden Zeit bis zu der Ankunft

der Gäſte, aber Lina und ich ertrugen's nicht länger, wir machten Toilette. Himmel, dieſe Pracht! Lichtblaue Seide, weiße Spitzen, zartrote Apfelblüten — mit weit ausgeſpreizten Fingern ſtand ich vor dem hohen Spiegel und verſchlang mein Bild voll atemloſen Entzückens. Lina rauſchte bereits zehn Minuten lang mit lebhaft bewegtem Fächer im Zimmer auf und nieder, zum Entſetzen der Kammerjungfer, deren ſcheuer Blick bei jeder ſchwungvollen Wendung der jungen Dame nach der malträtierten Schleppe huſchte. Da wird nebenan die Tür geöffnet, Bräutchen Adine ſteht uns im Friſiermantel gegenüber.

„Sagt mal, Kinder, ſeid ihr ſchon fertig? Bitte, tut mir den einzigen Gefallen und ſchickt irgend jemand, wenn ihr jetzt hinuntergeht, zu dem Gärtner; ich will friſche Orangenblüten tragen, und der ſaumſelige Menſch ſchickt ſie nicht! Alles ſcheint außer Rand und Band im Schloß, ich klingle ſchon ſeit einer halben Stunde, und keine Seele läßt ſich ſehen; mein Mädchen kann ich doch unmöglich jetzt entbehren!"

„Weine nicht, mein holdes Leben!" rezitierte ich als gebildete junge Dame, „es ſoll ſofort beſorgt werden!"

„Danke ſchön, Bologneſerchen! nein, bitte, Kinder, wie niedlich ihr ausſeht!" und Adine nickte uns zärtlich zu und huſchte zurück.

Nach etlichem Überlegen kamen wir zu dem Entſchluß, ſelber in den Garten zu gehen, um die Orangenblüten zu holen. Es war ein köſtliches Wetter, die Sonne ſchien vom

Julihimmel, die Wege waren trocken, nur einzelne Tautropfen zitterten noch auf dem geschornen Rasen.

Die Blüten waren bald geholt, wir selber von der ganzen Gärtnerfamilie mit offenen Mäulern bewundert (was uns natürlich die Hauptsache bei der ganzen Expedition war!), und nun befanden wir uns auf dem Heimweg durch den Park.

„Heiliger Laurentius, Lina! wir haben vorhin die Gartentür offen gelassen, sieh mal, alle Hühner zwischen den Blumenbeeten!"

„Großer Gott, und Onkel hat alles für Hoheit neu herrichten lassen!" jammerte die Intima, „das wird einen guten Skandal geben!"

„Wir jagen sie raus!"

„In den guten Kleidern?"

Ich blickte mich schnell ringsum. „Es ist ja kein Mensch da, Lina, wir nehmen die Schleppen über den Kopf!"

Gesagt, getan; schnell waren die Kleider links gemacht, und die jungen Damen jagten mit mörderischem Hetzgeschrei zwischen die friedlich kratzende Hühnerschar. Hei, wie das auseinander stäubte! Gackernd zerstreut sich das bunte Völklein auf dem Rasen, wir hinterdrein mit jubelndem Eifer.

Da rollt es auf den Hof, — die Equipage Seiner Hoheit! Mit schnellem Blick übersieht der hohe Herr den Garten, sieht uns stehen im Unterrock mit aufgeschlagenen Balltoiletten, um uns her die räsonierenden Hühner — ein Lächeln zuckt über sein Gesicht, dann ist der Wagen verschwunden.

„Hoheit — jetzt ſchon?!“ — mehr konnte ich nicht ſtöhnen.

„Natürlich, er wird ſich erſt umkleiden hier!“ Lina ſagte es mit Grabesſtimme, ſie iſt das Abbild der ſalzenen Frau Lot.

Momentanes Schweigen, dann fragen wir a tempo: „Du, glaubſt du, daß er uns geſehen hat?“ und ebenſo prompt lügen wir uns zur Beruhigung vor: „Gott bewahre! — keine Ahnung!“ —

In den Salons wogt elegantes Leben, rauſchende Schleppen, blitzende Uniformen, bandgeſchmückte Fracks. Von den mächtigen Kronleuchtern flutet Licht hernieder, an den Wänden blitzen Flammen auf, Muſikklänge ſchmeicheln aus dem Tanzſaal. Lina und ich hatten uns für einen Augenblick auf einen kleinen Eckdiwan zurückgezogen, um die übervollen Herzen auszuſchütten. Mit glühenden Wangen, jauchzend vor Entzücken, berichteten ſich die Bologneſerchen von ihren Triumphen, um uns her ſchwamm eitel Wonne und

Herrlichkeit — und Hoheit — Gott ſei Dank, alles war bis jetzt brillant gegangen! Als wir tief knixend repräſentiert wurden, hatte allerdings ein ganz ſeltſames Lächeln um ſeinen Mund gezuckt, aber nur einen Augenblick, dann erkundigte er ſich mit der ernſthafteſten Miene der Welt nach meinem Vater, welchen er als paſſionierten Jäger kenne, und nach Linas Mutter, welche er als Hofdame ſeiner hochſeligen Tante, oft bei Tanz und Feſtlichkeiten getroffen habe. Hoheit unterhielt ſich ſehr lange mit uns, fragte nach dieſem und jenem, der Romantik des Landlebens, in welchem er es ohne ein gutes Buch nicht aushalten könne: „A propos — was hat den Vorzug, Ihre Lieblingslektüre zu ſein, meine Damen?“

„Wart,“ dachte ich, jetzt ſoll der erſte Backfiſcheindruck aus dem Garten vorhin ſchnell verwiſcht ſein! — „Alle Werke von Samarow, von Hiltl, Emil Franzos, und natürlich die Klaſſiker, Hoheit!“ zählte ich mit Nachdruck auf, „ich liebe alles Hiſtoriſche, es hat den meiſten fond!“

„Allen Reſpekt, meine Gnädige!“

„Und ich verehre den Homer, Horaz, Kant, Calderon, auch Ovid!“ flunkerte Lina kaltblütig; „für die modernen Salonhelden kann ich mich nicht begeiſtern!“

„Wenn die jungen Damen allerdings einen ſolch exquiſiten Geſchmack haben, darf ich mich mit meinen Lieblingen kaum ſehen laſſen!“ lächelte Hoheit, und wieder zuckte es ſo fatal um ſeinen Mund. „Ich liebe nun über alles das Idyll: ‚Hannchen und die Küchlein!‘ und die reizendſte

Illuſtration, welche ich kenne, iſt ‚Lilly unter ihren Hühnern!‘“

„Geſtatten Hoheit, Baron von Herden nebſt Frau Gemahlin!“ tönte Onkels Stimme devot hinter dem Rücken des Prinzen, und mit liebenswürdiger Verneigung unterbrach ſich Hoheit und wandte ſich zu ſeinen Gutsnachbarn.

„Lina, glaubſt du, daß er anzüglich werden wollte?“ fragte ich plötzlich ſehr rot im Geſicht, und Lina lächelte ein bißchen verlegen: „Gott bewahre, er hat eben ſolch einen merkwürdigen Geſchmack!“ Da kamen ein paar Leutnants und baten mit verliebten Augen um unſere Tanzkarten.

Jetzt nun ſchwärmten wir uns auf dem Eckdiwan vor, vergeſſen war die höfiſch ſteife Etikette, vergeſſen alle guten Ermahnungen, wir ſchwelgten in Luſt und Übermut. Sehr ſchnell fanden ſich noch einige andere junge Mädchen zu uns, und des Lachens war gar kein Ende.

„Seht doch mal dieſe Zylinder alle!“ rief Lina plötzlich, auf einen wahren Berg von Kopfbedeckungen deutend, welche alle in dieſem Kabinett abgelagert waren, „eine ſchauerliche Mode mit dieſen Angſtröhren!“ und ſie griff nach dem erſten beſten und beſichtigte ihn. „Ach herrje, ein Klapphut! ſeht mal, Kinder wie amüſant, — eins zwei — eins zwei!“ — und im Takt trieben ihre kleinen Hände das enfant gâté der Herrenwelt auf, um es alsdann klatſchend wieder zuſammenſchnurren zu laſſen.

„Prächtig! herrlich!“ jubelte es im Kreiſe, und zu gleicher

Zeit ergoß ſich die Schar der jungen Damen raubritternd über die delikaten Kopfbedeckungen.

„Nun alle zuſammen im Takt, Komteſſe Frida zählt!“

Auch ich hatte voll Feuereifer auf einen Zylinder gefahndet, oben auf dem Poſtamente einer Paul und Virginie-Gruppe ſtand iſoliert und ängſtlich dem Bereich alles „Beſitzenden“ entrückt, ein ſchwarzer Seidenfilz, glatt und ſpiegelblank, ſo nagelneu, als ſei er im Seidenpapier direkt aus dem Laden hierher gewandert. — Das war mein Fall! — In der einen Hand hielt ich den Hut, die andere war zu möglichſt wuchtigem Schlag erwartungsvoll erhoben, rings um mich her in gleicher Poſition die Flora des Ballſaals.

„Eins — zwei! — Patſch!“ und hierauf ein Schrei des Entſetzens meinerſeits.

Sprachlos ſtarrten wir das Unheil an; war dieſes zerknitterte, wehmütig in ſich zuſammengeſunkene, alle Haare und Härchen ſträubende Ungeheuer mein ſpiegelblanker Klapphut? Nein, es war eben kein Klapphut geweſen, und das war das Malheur.

Totenſtille plötzlich. „Sieh doch mal nach, wem das heimtückiſche Geſtell gehört!“ raunte mir Lina zu. Alles drängte näher, alles ſchaute. Langſam mit ſpitzen Fingern drehe ich die Innenſeite des Hutes heraus — rotes Seidenfutter — eine goldgepreßte Fürſtenkrone — und der Namenszug darunter. —

„Laß mich ſterben, Gott der Liebe — der Zylinder Seiner Hoheit!“ — Wie ein zerſchmetternder Blitz hatte es

mein ahnungsloſes Haupt getroffen, ich wende mich, um mit dem dumpfen Schmerz einer Klara Ziegler in Linas Arme zu ſinken, und ſehe hinter mir zwiſchen den Sammetfalten der Portiere eine hohe Geſtalt ſchattenhaft verſchwinden, ſchwarz, einen blitzenden Stern auf der Bruſt, mit jenem fatalen Lächeln auf den Lippen, welches mir: „Hannchen und die Küchlein“ fürs ganze Leben verleidet hatte. — Hoheit, war er's? hatte er's geſehen? — Hilf Himmel!

Acht Tage waren ſeit jenem verhängnisvollen Feſt vergangen! Scheu wie die Schatten beſchrieben die Bologneſerchen um das gräfliche Paar einen weiten Bogen, denn obwohl ſich die fatale Affäre jenes Abends für uns zu maßloſem Erſtaunen ſehr günſtig abgewickelt hatte, trauten wir dem Frieden dennoch nicht ſo recht; ja, wenn

wir ſicher wüßten, daß Hoheit es nicht geſehen, — aber ſo?

In unſerer Herzensangſt waren wir nach dem Zylinderattentat zu einem beſonders Vertrauen erweckenden Leutnant geflüchtet, um ihm das Entſetzliche mit blaſſen Lippen unter Walzertakten zuzuflüſtern; Herr von Fallberg bekämpfte ſo gut wie möglich ſein ſichtbares Ergötzen, ließ ſich voll lebhaften Intereſſes nach dem Ort der Tat führen, und begann nun, von Linas und meinem entfalteten Fächer gedeckt, die Wiederbelebungsverſuche an dem Verunglückten. Es ging wider Erwarten gut. Nach etlichen energiſch ſtrategiſchen Rippenſtößen erhob ſich der Zylinder ſeufzend zu ſeiner früheren Geſtalt, und herzklopfend ſahen wir zu, wie nun des Leutnants Ärmel, kreisartig bürſtend den räudigen Filz bearbeitete.

„Voilà mes dames, er glänzt ſchon wieder!“ und mit graziöſer Bewegung präſentiert Fallberg den Hut, „etliche Kniffe und Flecken wird er allerdings zeitlebens zum Andenken an dieſe grauſamen Händchen mitnehmen, aber n'importe! In der Dämmerung dieſes Boudoirs bemerkt es kein Menſch! — auf Ehre!“ —

Wenn er „auf Ehre“ ſagt, muß es alſo wirklich ſo ſein, dachte ich mit erleichtertem Aufſeufzen, und animierte Lina mittels meines Ellbogens, in die obligate Dankeshymne (und diesmal waren es wirklich nicht bloß: grüne Bohnen, weiße Bohnen!) einzuſtimmen.

„Und ganz reſtauriert kann der Hut alſo nicht werden, Herr von Fallberg?“ fragte ich noch einmal hoffnungslos.

„Nein, meine Gnädigſte, in die Erbſen, alter Beſen!“ und der zukünftige Feldherr präſentierte mir lachend den Arm, „überlaſſen wir ihn unter Paul und Virginiens Schutz ſeinem ferneren Schickſal, und kehren wir lieber zu dem famoſen Walzer zurück, welchen ich mir doch jetzt redlich zum Lohn verdient habe!“

„Und im ſchnellen Tanz der Horen, flieht o Seele, bald dein Schmerz.“

Aber nein, Gott ſei Lob und Dank, Hoheit ſchien keine Ahnung von dem Schickſal ſeines Lieblings zu haben, voll herzgewinnender Liebenswürdigkeit ſchien er ſogar Linas und meine beſcheidene Unterhaltung zu ſuchen, ſcherzte und plauderte, erzählte uns von ſeinem alten Schloß, in welchem es ſehr unheimlich um Mitternacht ſei, und da er in unſern angſtvoll geöffneten Augen geleſen, welch fruchtbares Feld dieſe Geſpenſtergeſchichten waren, ſo erzählte er uns das Nähere.

„Denken Sie, meine Damen, bei dem zwölften Glockenſchlage wird es in dem alten Rüſtſaal lebendig, die geharniſchten Ritter ſteigen von Roß und Poſtamenten, klappen die Viſiere über den weißen Schädeln empor und recken die ſchlaftrunkenen Glieder. Aus unſichtbaren Trompeten ſchmettert ein gellender Tuſch durch den Saal, wilde Muſikklänge ertönen, und die knochigen Geſellen klirren und klappern in die Mitte der Rüſthalle, um einen engen Kreis zu ſchließen, ſie halten hier wie in alter Zeit ein — Hals-

gericht! — Pardon, mein gnädiges Fräulein, ich wollte Sie nicht erſchrecken," unterbrach er ſich lächelnd, als ich mit leiſem Schrei des Grauens noch tiefer in meinem Seſſel zuſammenkroch, „es iſt ja alles nur das „on dit" meines furchtſamen Lakaienvolks, ich ſelber glaube nicht daran, laſſe aber den Aberglauben ruhig beſtehen, da er entſchieden ſein Gutes hat. Denn, denken Sie, meine Damen, jegliche Miſſetat, welche an irgendeinem Bewohner des Schloſſes verübt iſt, wird von den toten Rittern auf das ſtrengſte gerügt, ſie halten Gericht über den Attentäter, und erſcheinen ihm alsdann, um die Strafe zu vollziehen."

„Entſetzlich!" ſtöhnte Lina auf, „ſolch einen Spuk würde ich niemals dulden."

„Warum nicht, Baroneſſe? Dies geheime Gericht bewirkt Wunder, es bringt alles an den Tag!"

Da präſentierte ein Diener Eis und brachte mit ſeinen Blumen und Früchten eine glückliche Wendung in dieſes alterierende Geſpräch.

Und nun waren acht Tage vergangen, und was hatte ſich an dieſem letzten derſelben ereignet? — Etwas Fabelhaftes — Außerordentliches! Man brauchte nur das feierliche weiße Briefkuvert mit dem großen Wappenſiegel auf Onkels Schreibtiſch anzuſehen, um zu ahnen, daß das keine gleichgültigen Dinge enthielt! So war es denn Wahrheit, wir hatten es ſchwarz auf weiß geſehen, Hoheit hatte zu Ehren des erlauchten Brautpaares ein Feſt auf Schloß H. ver-

anſtaltet, und uns alle für den ganzen Tag dazu eingeladen.

Die Bologneſerchen waren außer ſich vor Wonne.

„Lina, die Tante hat an Gerſon telegraphiert, wir beide bekommen roſa Seide!“ verkündete ich Lina durch die ganze Länge der Parkallee, ſtürmte der Intima entgegen, und nötigte ſie, dank meiner kräftigen Arme, in einen Jubelgalopp einzuſtimmen, und Lina breitete jodelnd die Hände aus, preßte mich an ihr Herz und rief: „Kleines, wir ſind mit eingeladen? Das iſt das beſte Zeichen, daß Hoheit keine Ahnung von ſeinem gemordeten Zylinder hat!“

Und in dieſer ſeligen Überzeugung fuhren wir denn am Feſttag auch nach Schloß H. ab.

Ein köſtlicher Tag voll nicht endenwollenden Vergnügens, ſonnig und duftberauſcht, bis ſich endlich die Dämmerung herniederſenkte und in dem weiten Schloßpark eine bunte Flamme nach der anderen aufblitzte, um ſchließlich die ganzen Anlagen in ein Meer ſchimmernden Lichts zu verwandeln!

Es war das erſte Gartenfeſt, welches Lina und ich erlebten, und doppelt darum unſer ſchwärmeriſches Entzücken, welches ſich in ein Feenreich verſetzt wähnte, voll ſchmeichelnder Sommerluſt, ſpiegelheller Weiher und lichtdurchſtrahlter Laubengänge, in welchen die weißen Steinbilder aus bengaliſchen Flammen tauchten.

Dazu tönten die Tanzweiſen aus den weitgeöffneten

Türen des Ritterſaals, durchdrungen von dem melodiſchen Silberklang flotter Huſarenſporen; auf den Tanzkarten war reeller Ausverkauf, unſere Fächer wurden von waghalſigen Leutnantsfingern malträtiert, und Lina war ſogar von einem blutjungen Kavalier mit der Hand auf dem Herzen verſichert worden: „Wenn ich ein Schmetterling wäre, mein gnädiges Fräulein, würde ich Sie für eine Roſe halten, denn die Schmetterlinge ſind bekanntlich ſehr eigentümliche Tiere, Raubtiere, ſie entführen die Herzen der Roſen!“ Lina war entzückt, ganz ſo ähnlich hatte ſie's einmal in einem Roman geleſen! Der Ritterſaal war herrlich! Hoheit ſelber führte Lina und mich zu den ſilberblitzenden Rüſtungen, welche wie rieſige Geſtalten an beiden Seiten der gemalten Wände ſtanden, zwei von ihnen ſogar in voller Turnierausſtattung auf buntgeſchmückten Roſſen; Fahnen, Waffen, Helme und Wappenbilder zierten die Säulen und Pfoſten, zwiſchen den ſpitzen Bogenfenſtern ſchauten lebensgroße Ölgemälde erlauchter kriegeriſcher Ahnen hernieder, jetzt von friſchem Grün umwunden, welches in dicken Gewinden die ganze ſonſt ſo ernſte Halle in einen Tanzſaal verwandelte.

Hoheit erinnerte uns an die Spukgeſchichte, wandte ſich erzählend auch zu den übrigen Gäſten, und bald kurſierte das „Märlein“ der Fem haltenden Ritter unter der amüſierten Menge.

Nach dem Souper ſollte noch luſtig fortgetanzt werden,

„... eine wahre Sündflut der reizendsten Überraschungen rollt in bunten Wogen zu unseren Füßen nieder" (S. 159).

und in blendendem Zug begab man ſich wieder aus dem Speiſeſaal des linken Schloßflügels nach der Ritterhalle zurück, um ſich in animierteſter Stimmung von neuem dem Zauber dieſes unvergleichlichen Feſtes hinzugeben.

Aber — o Wunder! Aus den Türen des Saales dringt uns kein Laut froh begrüßender Muſik entgegen, ſchweigend treten wir ein, unheimlich bleiches Dämmerlicht nimmt uns auf, und über den gebräunten Parkettplatten des Fußbodens zittert das Mondlicht. Wie von eiſigem Hauch berührt iſt das fröhliche Stimmengeſchwirr verſtummt, zögernd folgen die Paare Seiner Hoheit, welcher langſam, Tante Gräfin am Arm, durch die Länge des Saales ſchreitet.

Unwillkürlich ſchmiegen Lina und ich uns feſter an den Arm unſerer Herren, ein ſcheuer Blick wird gewechſelt, ſchon aber iſt Hoheit an unſere Seite getreten und lächelt, ganz wie damals zwiſchen den Portieren!

In dieſem Augenblick dröhnt ein gewaltiger Tuſch durch den grabesſtillen Raum, gleichzeitig mit ihm manch leiſer Aufſchrei des Entſetzens, denn wie mit einem Zauberſchlag klirrt und raſſelt es plötzlich um uns her, die Rüſtungen werden lebendig, ſteigen dumpfen Schrittes von ihren Geſtellen, ſchwingen ſich von den Pferden und faſſen die langen Schwertgriffe. Zitternd ſtarren Lina und ich auf das Entſetzliche. Mit gravitätiſchen Schritten dirigieren ſich die eiſernen Geſpenſter nach der Mitte des Saales, um daſelbſt einen Kreis zu ſchließen, abermals ertönt das unſichtbare

Orcheſter, und in ſeinem Takte treten aus einer Fenſterniſche zwei andere Recken, auf blanken Schildern einen großen, weißverdeckten Gegenſtand tragend.

„Zur heiligen Feme!“ klingt es ſchauerlich aus dem Kreis der Spukgeiſter, in geordneten Reihen, die Träger des Geheimniſſes voran, marſchieren ſie dröhnenden Schrittes durch die Rüſthalle — Gott erbarme ſich — direkt auf uns zu!

„Was hat die heilige Feme beſchloſſen?“ fragt Hoheit ernſthaft.

„Kotillon!“ klingt es in kräftigem Geiſterchor, die weißen Hüllen fallen und glühende Blutwellen ergießen ſich ſchwindelnd über die Wangen der Bologneſerchen, denn unter ihnen taucht aus Kartonpapier gefertigt ein gigantiſcher Zylinder auf, zerknittert und eingetrieben, ſchauerlich ähnlich ſeinem mißhandelten Kollegen unter der Paul- und Virginie-Gruppe! Auf einen Wink Seiner Hoheit neigt ſich das Ungeheuer, und eine wahre Sündflut der reizendſten Überraſchungen rollt in bunten Wogen zu unſeren Füßen nieder. Hunderte von eleganten Attrappes, Bonbonnieren, kleinen Geſchenken und Nippes regnet es aus dem zauberiſchen Zylinder, die Flammen im Saal ſtrahlen hell auf, „die ſchöne blaue Donau“ jubelt von der maskierten Galerie droben und Hoheit neigt ſich lachend, wählt zwei mit Konfekt gefüllte Roſen aus dem Chaos der „petits joujoux“ und überreicht ſie Lina und mir.

„Rache iſt ſüß, meine Damen!“ ſagt er heiter, „die Leiche meines armen Zylinders fordert durch die heilige Feme eine Kotillonstour für ihren Herrn!“

— Alſo rächte ſich Hoheit! —

Ihr Weihnachtswunsch.

Herrliches Wetter war es, ſo recht dazu angetan, um in den Straßen herumzuwandern, die Pracht der Schauläden zu bewundern und viele, recht viele Weihnachtseinkäufe zu machen.

Nicht zu warm und nicht zu kalt, die Trottoirplatten trocken und die Bäume nur ganz leicht bereift, dazu klare, helle Winterſonne . . . was Wunder, wenn die Leipziger- und Friedrichſtraße noch viel, viel belebter waren, als ſonſt, wenn ſich eine ſchauluſtige Menge in ſeliger, fröhlicher Weihnachtsſtimmung vor den Geſchäften drängte, und die Jungens mit den Hampelmännern und den „Schäfchen fürn Dreier" geradezu glänzende Einnahmen erzielten. Nur einer wanderte ſtill und ernſt, mit einem beinahe trübſeligen Ausdruck in dem männlich ſchönen Geſicht, mit den großen dunklen Augen und dem eleganten Schnurrbart — durch das fröhliche Getreibe.

Die Hände in die Taſchen des grauen Offizierpaletots verſenkt, mit faſt gleichgültigem Blick all die Herrlichkeiten der Auslagen ſtreifend, ſchritt er langſam durch die

Menſchenmenge und blieb an der Halteſtelle der Straßenbahn ſtehen, die erſt fern am Ende der Straße ſichtbar werdende, zu erwarten.

Der Oberleutnant Egon von Waldeck kannte in dieſem Jahr keine richtige Weihnachtsfreude. Einſam und unbekannt weilte er, den ein Kommando auf die Kriegsakademie berufen, in der Hauptſtadt, alle Kameraden waren abgereiſt, nur er mußte ſchweren Herzens zurückbleiben, denn ſeine Eltern weilten für den ganzen Winter in Kairo, woſelbſt ſich die ſehr zarte Mutter nach ſchwerer Influenza erholen ſollte. —

Man hatte abgemacht, daß Egon das Weihnachtsfeſt bei ſeinem verheirateten Bruder auf dem Lande verleben ſolle; vor wenigen Stunden aber war eine Depeſche eingetroffen: „Nicht kommen, Kinder am Scharlach erkrankt!“ —

Da war es vorbei mit all der Weihnachtsfreude, denn ſo ſehr wie Waldeck auch alle näheren und ferneren Verwandten, welche meiſt weit entfernt in ſeiner ſüddeutſchen Heimat wohnten, im Geiſte Revue paſſieren ließ, da war kein Haus, in welchem er wohl gern und glücklichen Herzens den Chriſtbaum hätte brennen ſehen mögen!

So beſchloß er, trübſelig daheim zu bleiben, ſich ſelber ein beſcheidenes Bäumchen zu putzen und ſeinem Burſchen aufzubauen. — Aber das Herz war ihm ſchwer bei dieſem Gedanken, denn ſeit jeher war Weihnachten ſein liebſtes Feſt, an welchem das Herz ſo froh und weit wurde, welches alle Jahre — und wurde er auch immer älter — von neuem den ſüßen Zauber auf ihn übte, wie ehemals in der Kinderzeit, wo er noch hochklopfenden Herzens auf die Klingel des Chriſtkindchens lauſchte, und der wunderholde Duft von Tannengrün und Chriſtgebäck ihn bis in die tiefſten, glückſeligſten Träume begleitete.

Und dieſes Jahr?

Der junge Offizier ſeufzte tief auf, ſein Blick ſchweifte traurig über die Menſchenmenge und haftete plötzlich auf einem ſchlanken Mädchenkopf, deſſen goldblonde Löckchen ſonnebeglänzt unter dem breitkrempigen, von Federn umwallten Hut hervorleuchteten.

Gerade ſolches Haar hatte Lenore, ſeine Schweſter. Egon blickt unwillkürlich intereſſierter nach der ſchlanken Geſtalt, welche juſt von dem Schaufenſter zurücktritt und ihm das reizendſte, roſige, zartgeſchnittene Geſichtchen zuwendet.

Welch ein entzückender Ausdruck der Freude verklärt es, — wie vertiefen ſich die Grübchen in den Wangen beim Anblick eines Jungen, der ihr voll etwas zudringlicher Liebenswürdigkeit einen uniformierten Zappelmann anpreiſt und mit krähender Stimme verſichert, „den nehme Se ſich man mit, Freileinchen! So ein feiner Leitnant iſt jrade wie jeſchaffen vor Ihnen!“ — — Sie lacht, zieht das Geldtäſchchen und erſteht für 20 Pfennig den Angeprieſenen.

Ihre Wangen deckt jähe Röte, welche ſich noch vertiefte, als ihr Blick flüchtig die nächſten Paſſanten muſtert; Gottlob, niemand hat die kleine Szene beobachtet — Egon ſteht zu entfernt, um von der jungen Dame bemerkt zu werden, und ſo läßt ſie ihren Leutnant von Pappe flink in die große Muſikmappe am Arm gleiten, und eilt weiter, dem Pfahl an der Halteſtelle zu. Und plötzlich zögert ſie und blickt auf das blaſſe, elende Geſchöpfchen nieder, welches ihr mit blaugefrorenen Händchen einen Veilchenſtrauß entgegenhält und flehentlich bittet: „Ach, liebes Freileinchen, kaufen Sie; man bloß 10 Pfennig! Mein Vater iſt ſo krank!“

Beinahe erſchrocken blickt die junge Dame in das blaſſe, verhungerte Kindergeſicht, ein Ausdruck ſolch tiefen, warmherzigen Erbarmens liegt plötzlich auf dem erſt noch ſo ſchelmiſch lachenden Geſichtchen, daß Egon fühlt, wie ihm das Blut zum Herzen ſchießt.

Die Fremde zieht abermals das Geldbeutelchen, entnimmt ihm anſcheinend ein Markſtück und reicht es dem kleinen Mädchen.

„Laß nur, du brauchſt nicht herauszugeben! Ich ſchenke es dir zum heiligen Chriſt!“ ſagt ſie mit einer Stimme, ſo weich und herzlich, ſo rein und hell, wie Glockenklang, und ſie beugt ſich, nimmt das Sträußchen und ſtreicht mit der Hand über die hageren Wangen des Kindes, welche ſich vor Freude mit roten Flecken färben.

Da klirren Sporen neben ihr.

„Kann ich auch einen Strauß haben?“ fragt Egon, ſucht ſich unter den vielen, welche noch das Körbchen füllen, einen aus und legt einen Taler in die bebende Hand des Kindes: „Was zuviel iſt, ſchenke ich dir auch zum heiligen Chriſt!“ ſagt er freundlich, und während die Kleine ihn anſtarrt wie eine Viſion, klingelt die Straßenbahn neben ihnen, und Waldeck klappt höflich die Hacken zuſammen und tritt zurück, um die junge Dame einſteigen zu laſſen.

Das herzige Geſicht iſt unter dem weißen Schleier abermals heiß erglüht, ein ſchüchterner und doch ſo glänzend

beredter Blick, welcher ihm im Namen des ſprachloſen Kindes zu danken ſcheint, trifft ihn, und dann ſchwingt ſie ſich voll graziöſer Haſt in die Straßenbahn und nimmt in derſelben Platz.

Er folgt ihr und ſetzt ſich der reizenden Fremden gegenüber nieder.

Es iſt eine Stunde, welche außer dem großen Verkehr liegt, außerdem geht jeder, der es nicht allzu eilig hat, bei dem Prachtwetter heute zu Fuß, — Egon und die junge Dame ſind die einzigen Fahrgäſte in dem Wagen.

Nun hat er rechte Muße, das liebe Geſichtchen verſtohlen anzuſehen, dieweil ſie in jäher Verlegenheit das Köpfchen nach der Fenſterſcheibe wendet und auf die Straße ſchaut.

Wie reizend iſt ſie! Wieviel unberührte, ſüße Kindlichkeit liegt noch auf den weichen Zügen, wie unendlich viel des Guten und Schönen lieſt der ernſte Blick Egons in dieſem aufgeſchlagenen Buch einer goldenen Mädchenſeele. Noch nie zuvor hat ihn ein Geſichtchen derart gefeſſelt und bis ins innerſte Herz erwärmt. Eine jähe, beinahe leidenſchaftliche Sehnſucht überkommt ihn, ſie kennen zu lernen, und doch ſchließt ihm eine gewiſſe Scheu den Mund.

Der Gedanke, von ihr mißverſtanden zu werden, iſt ihm unerträglich.

Ein Herr ſteigt ein, wirft ſich in die Ecke neben der Tür, öffnet eine Zeitung und lieſt. Die junge Dame hat aufgeſchaut, ihr Blick begegnet dem des jungen Offiziers, und abermals erglüht ſie.

Welch eine holde Verlegenheit dies ſtumme ſich Gegenüberſitzen, welch eine ſüße Pein, dieſes verſtohlene Anſehen, dieſes ſich Suchen und Fliehen mit den Blicken!

Beide merken nicht, wie ſchnell die Zeit vergeht, und plötzlich erhebt ſich die junge Dame haſtig und eilt zur Türe.

Egon hat kaum Zeit zu grüßen, noch im letzten Moment muß ſie ſich von dem Perron herabſchwingen. Egon ſieht, daß bei der haſtigen Bewegung, mit welcher ſie die Muſikmappe faßt, etwas Weißes aus derſelben herausgleitet und niederfällt, jetzt als ſich die Bahn ſchnell wieder in Bewegung geſetzt hat, kehrt ſein Blick darauf zurück, — — ein Brief!

Jählings neigt er ſich und hebt ihn auf.

Er trägt keine Adreſſe und iſt unverſchloſſen. Soll er der Fremden nacheilen? Unmöglich, ſie iſt längſt in dem Menſchengewühl verſchwunden. Mechaniſch ſchiebt Egon den Brief in die Bruſttaſche.

— — Die Lampe brennt auf Waldecks Schreibtiſch, und der junge Offizier ſitzt vor demſelben und ſtarrt mit brennendem Blick auf den Brief der reizenden Fremden nieder, welcher vor ihm liegt.

Iſt es indiskret, ihn zu öffnen? —

Dieſes Blatt iſt ja herrenloſes Gut, es enthält vielleicht nur eine Rechnung — aber auch den Namen der Dame — ihre Adreſſe —, dann wird er ihr das Verlorene zurückerſtatten.

Mit etwas unſicherer Hand ſchlägt Egon den Umſchlag zurück. Zwei engbeſchriebene Bogen.

„Berlin, 20. Dezember 1900. Potsdamerſtraße Nr. ††.“ Und nach dieſer genauen Adreſſe die Anrede:

„Mein Herzens-Klärchen!

Soeben haben wir die große Kiſte voll Geſchenke für die Dorfarmen an Deine liebe Mutter abgeſandt, als Großmama einfällt, daß ſie keinen Zettel an die 6 Paar Wollſocken geſteckt hat! Sie ſind für den alten Thieſſen beſtimmt, da der Ärmſte ja ſo viel Rheuma in den Füßen hat! Ach, Klärchen, was gäbe ich darum, könnte ich in dieſen Brief hineinkriechen und zu Euch nach dem lieben Klauſendorf eilen! Wir wären ja auch heim auf das Gut gereiſt, wenn Großmutterchen nicht gar zu erkältet wäre! Das wird ein ſtilles, trauriges Weihnachten für uns werden! Berlin iſt ja eine herrliche Stadt, wenn man aber keine einzige bekannte Seele hier hat, wie wir, dann iſt es troſtlos! Großchen und ich ſind ja ſo wie allein auf der Welt, aber in Klauſendorf haben wir doch wenigſtens Euch, Ihr lieben Menſchen, und da gibt es ſo viele, für welche Großchen als Gutsherrin ſorgen muß, — aber hier?! Den Portierskindern darf ich beſcheren, das wird aber auch meine einzige Freude ſein! Es war ſo gut gemeint von Großmutterchen, für den Winter mit mir nach Berlin überzuſiedeln, ich ſoll noch ſingen und malen lernen und Bälle und Geſellſchaften mitmachen! Das erſtere geſchieht ja und macht es mir auch viel Spaß, aber mit Bällen und Geſellſchaften ſieht es ſehr traurig aus, wir kennen ja niemand! Großchen hat ſich das wohl auch

nicht ſo ſchwierig vorgeſtellt, ſie iſt ſelber ganz traurig und ſagt immer: „Du biſt nun 18 Jahre alt, Taſſy! es iſt die höchſte Zeit, daß Du mal unter Menſchen kommſt!“ — Und damit meinte ſie im Grunde ihres Herzens wohl, es ſei Zeit, daß ich heirate! Aber weißt Du, Klärchen, daran denke ich nicht, ich wüßte auch keinen einzigen, den ich mir zum Bräutigam wünſchen möchte, der ſo ganz meinem Ideal entſpräche! Weißt Du noch, wie vor vier Jahren das Manöver bei uns war, und wir die viele, reizende Einquartierung hatten? An die Zeit denke ich ewig zurück! Damals ſchworen wir ja beide, Klärchen — „nur einen Leutnant! —“ Mir gefiel der hübſche, dunkeläugige Dragoner ſo gut, entſinnſt Du Dich noch? Er hatte Trauer und tanzte nicht mit, als der nette, dicke Oberſt nach Tiſch aufſpielen ließ und Mademoiſelle, Du und ich und Deine Couſine Ella ſo himmliſch tanzen konnten! Aber der Schönſte von allen — Waldeck — (ach, ich weiß ſeinen Namen noch ſo genau, habe ſeine Viſitenkarte als Rarität zum ewigen Andenken aufgehoben), der war hinauf in ſein Zimmer gegangen, und darum weinte ich noch ſpät am Abend, und Mademoiſelle ſagte zu Großchen: „Sie 'at die Katzejammer!“ — Oh, wenn ſie geahnt hätten!! Nur Du allein erfährſt die Wahrheit, Klärchen! — Und ſiehſt Du, ſo wie Waldeck, — ſo muß einmal mein Zukünftiger ausſehen! So ernſt, mit ſo ſchönen, dunklen Augen, ſo groß und ſchlank, ſo elegant und ſo . . . ſo gut! — Ja, Klärchen, gut war er, wenn er uns beide auch noch wie Kinder behandelte; das ſah ich an ſeiner Sorge um die

armen Soldaten, welche bei der großen Übung den Sonnenſtich bekommen hatten, und dann . . . erinnerſt Du Dich, wie er nicht litt, daß der Gärtner den Willmers Fritze durchprügelte, weil er auf dem Apfelbaum geweſen? — Ach, das vergeſſe ich nie, es war gar zu brav und gut von ihm! Aber wohin verirren ſich meine Gedanken! Das macht alles das trübe Weihnachten, wo jede Sehnſucht neu erwacht. Aber einen Witz muß ich Dir noch erzählen! Großchen ſagte mir vor ein paar Tagen: „Nun ſchreib mir einen Weihnachtswunſchzettel, Taſſy, ich weiß ja noch gar nicht, was ich Dir ſchenken ſoll!“ Mir fiel beim beſten Willen nichts ein, und da machte ich mir denn einen Witz und ſchrieb nur auf: „Einen Leutnant!“ — Großchens Geſicht war zum Totlachen. Erſt ſah ſie ganz betroffen aus und ſeufzte: „Ach Liebling, gerade dieſen Wunſch kann ich ja beim beſten Willen nicht erfüllen!“ — Da lachte ich ſie tüchtig aus, und werde nun aus der Stadt einen Hampelmann, wie es auch ſolche in Uniform hier zu kaufen gibt, mitbringen. Den baue ich dann dem Großchen auf und necke ſie: „Du haſt Dir ja noch viel mehr einen gewünſcht, wie ich!!“ — Nun aber Addio für heute, liebes, liebes Klärchen! Ich nehme dieſen Brief mit in die Singſtunde und lege Dir noch einen Zettel mit den Adreſſen der gewünſchten Muſikalien ein, — meine Lehrerin weiß ſicher, welche Stücke für Märchen paſſen und beſtellt ſie Euch ſofort bei Bote und Bock. Und nun nochmal Addio! Wie ſehr werde ich am 24. an mein geliebtes Klauſendorf — an Euch, Ihr Herzens-Menſchen

denken! Grüß Deine lieben Eltern und die Kleinen tauſendmal und ſchreib bald, ſehr bald wieder, Deiner getreuen

Taſſy."

Egon ſtarrte noch immer wie hypnotiſiert auf das Briefblatt in ſeiner Hand.

Taſſy! Die kleine Taſſy Wenden aus Klauſendorf, und er blinder Tor hatte ſie nicht wiedererkannt! Wie ſollte er auch! Das kleine, ſcheue Knöſpchen von damals, an welches er kaum noch eine Erinnerung hatte, und jetzt, die lieblichſte, wonnigſte aller Roſen! — Und was ſie da über ihn ſchrieb . . . Herr des Himmels, war das überhaupt zu faſſen, zu begreifen? Dieſes herzige Kind hatte ſein Andenken ſo treulich bewahrt, ja, ſie hatte ſein Bild voll zärtlicher Schwärmerei als Ideal im Herzchen getragen!

Egon atmet hoch auf, ſeine Augen leuchten, ein tiefer Atemzug hebt ſeine Bruſt! Wie ein namenloſer, glückſeliger Jubel überkommt es ihn, — es iſt plötzlich Weihnachten geworden, ſo ſelige, fröhliche Weihnachten wie noch nie zuvor im Leben.

Taſſy hat nur einen Weihnachtswunſch, wahrlich, er ſoll erfüllt werden!

Am nächſten Vormittag ſteht Egon vor der Wohnung der Frau Rittergutsbeſitzer Wenden und zieht mit leicht bebender Hand die Glocke. Ein alter, weißhaariger Diener öffnet und ſtarrt die überraſchende Erſcheinung eines Leutnants an, als wolle er zur Salzſäule werden. — „Sind die Damen zu Hauſe?"

„Verzeihung, Herr Leutnant . . . Fräulein Taſſy iſt zur Singſtunde, aber die gnädige Frau ſind zu ſprechen!“

„Vortrefflich; hier meine Karte! Fragen Sie bitte, ob gnädige Frau ſich noch der Einquartierung in Klauſendorf entſänne?“

Einquartierung! In den Augen des Alten leuchtete es auf, und nach reſpektvoller Verbeugung haſtet er, ſo ſchnell es ſeine alten Füße geſtatten, davon. Wenige Sekunden ſpäter ſteht Egon in dem eleganten Salon der Frau Wenden, und „Großchen“ tritt ihm mit lebhaft geröteten Bäckchen, ſo jugendlich friſch und eilig entgegen, daß es ein Blinder hätte ſehen müſſen, wie ſehr ſie ſich über den Beſuch freut.

Welch ein heiteres Wiederſehen, welch ein gemütliches herzliches Plaudern!

Auf die Frage der alten Dame, wie es komme, daß der junge Offizier gerade jetzt zur Weihnachtszeit in Berlin anweſend ſei, erzählt Waldeck mit den traurigſten Augen, die er „auf Lager“ hat, wie einſam und allein er ſei, welch ein trübſeliges Feſt ihm bevorſtehe uſw. uſw.

Die Wangen unter dem Silberſcheitel der alten Dame färben ſich noch höher, und die klugen freundlichen Augen leuchten lebhaft, daß es ausſieht, als blitze plötzlich ein gut Teil Schelm hindurch.

„Sehen Sie, mein beſter Herr von Waldeck, juſt ſo geht es auch uns! Wir ſind ganz weltfremd und verlaſſen in dieſer Milionenſtadt und ſehnen uns nach etwas Verkehr und Anregung. Wie gern möchte ich meiner kleinen Taſſy

„... Sind die Damen zu Hause?“ (S. 173.)

einmal junge Gäſte laden! Gerade zu Weihnachten, wo die Jugend ſo beſonders froh und heiter ſein ſoll! Nun will ich Ihnen einen Vorſchlag machen! Wir drei einſamen Menſchen wollen das Feſt zuſammen feiern, dann wird es nicht mehr trübſelig ſein! Machen Sie mir die Freude, Herr von Waldeck, und ſeien Sie zum Feſt, beginnend mit dem heiligen Abend, unſer Gaſt!“

Egon küßt entzückt und dankbar die welke Hand der Greiſin, und Großchen lächelt immer entzückter und aufgeregter, neigt ſich vertraulich näher und flüſtert: „Und damit die Heiterkeit gleich in die rechten Bahnen gelenkt werde, wollen wir mit einem Scherz beginnen! Sie müſſen für Taſſy eine Überraſchung ſein! Sie ſtehen als verdeckte Schüſſel unter dem Chriſtbaum, ja? Wollen wir's machen, wie übermütige Kinder?!“

Er lacht mit ihr, er küßt abermals ihre Hände — ſie malen ſich mit immer lebhafteren Farben dieſen „brillanten Witz“ aus, und Egon macht ein ſo harmlos unſchuldiges Geſicht, als habe er nie im Leben einen Brief — einen Weihnachtswunſch von Taſſy geleſen! —

Er geht, — und Großchen vereidigt mit glückſtrahlenden Augen den alten Johann und die Köchin, kein Sterbenswörtchen von dem Beſuch des Herrn Leutnants zu verraten, ſie werden als Mitverſchworene in das Geheimnis gezogen, und der alte, treue Diener reibt ſich die Hände und nickt feuchten Auges vor ſich hin: „Wird das ein Weihnachten werden!“ —

Großchen aber ſitzt am Schreibtiſch und trifft mit bebenden Händen noch verſchiedene Anordnungen und Beſtellungen, und dabei lächelt ſie mit feuchten Augen: „Ach, du lieber, lieber Herrgott, daß ich dem Kind nun doch den

Weihnachtswunſch erfüllen kann!“

— — Taſſy hatte an Klärchen nur wenige Zeilen geſchrieben: „Habe ſoeben Waldeck in der Straßenbahn wiedergeſehen! Er iſt es! er muß es ſein! Ich kann mich nicht täuſchen! — O, Klärchen — welch einen Augenblick war

das, und er ist noch ebenso brav und gut wie damals, er beschenkte ein armes Kind! — Ich bin zu aufgeregt, um mehr zu schreiben! Nach dem Fest ausführlich! Deine furchtbar glücklich-unglückliche Tassy!"

— — Und nun saß die junge Dame in ihrem dunklen Zimmer und starrte gedankenvoll auf die lichterhelle Straße hinab, dieweil Großchen sehr geheimnisvoll im Weihnachtszimmer beschäftigt war.

Die Köchin Jette hatte darauf bestanden, daß das gnädige Fräulein das himmelblaue Kleid anziehe, weil Großchen es so liebe, — und seufzend hatte Tassy gehorcht. Ach wie weit ab waren ihre Gedanken, nur einen Weg nahmen sie noch, zu ihm! und sie faltete die Hände und blickte zu dem klaren Nachthimmel empor.

Da ertönt im Salon die Klingel mit hellem Klang, und so, wie sie es seit Kind auf gewöhnt, um Großchen zu erfreuen, stürmt das junge Mädchen zur Tür. Die alte Dame tritt ihr entgegen: „Wir singen und lesen die Christandacht heute zum Schluß," sagte sie, „erst kommt der Aufbau!" Nach zärtlichem Kuß tritt Tassy dem strahlend hellen Lichterbaum entgegen, plötzlich aber stockt ihr Fuß, mit weit aufgerissenen Augen, als sähe sie ein Gespenst, die Hände gegen das Herz gepreßt steht sie und starrt auf den jungen Offizier, welcher ihr mit leuchtendem Blick unter den Tannenzweigen entgegenlacht.

„Grüß Gott, mein gnädiges Fräulein!"

„Herr von Waldeck!!"

„Kind ... du erkennſt ihn wieder?!“

„Fräulein Taſſy ... Sie haben mich nicht vergeſſen?“

Hand in Hand ſtehen ſie, — und über ihnen in der Wohnung des zweiten Stocks, erſchallen jubelnde Kinderſtimmen: „O du ſelige, o du fröhliche, gnadenbringende Weihnachtszeit!!“

Welch ein Übermaß der Freude und Heiterkeit, als Taſſy ihre erſte Betroffenheit überwunden und mit glühenden Wangen, in der alten, kindlichen Freude ſich voll und ganz dem Entzücken dieſer Stunde hingibt. — Nein, ſolch einen heiligen Abend hat ſie noch nie erlebt, noch nie! Und Egon kann nicht ſatt werden, ihr in die ſtrahlenden Augen zu ſehen, dieſe beiden ſchönſten Chriſtſterne — welche ihm jemals erſtrahlt ſind!

Wieviel haben ſie nicht einander zu erzählen, wie viele ſchöne Pläne ſchmieden ſie nicht für den Winter! Waldeck erbietet ſich, die Damen in Theater und Konzerte zu

begleiten, ja, er versichert, daß Fräulein Tassy mit ihm auf dem Opernhausball tanzen müsse, ob wohl das gnädige Fräulein gern mal einen Ball besuchen möchte?" und dabei sieht er sie so absonderlich neckend und schelmisch an, daß es Tassy sicher auffallen müßte, wenn sie nicht gar, gar zu selig zerstreut wäre! — Welch ein Weihnachtsabend! — Und morgen wird er sie zum Schlittschuhlaufen abholen, und wird zu Tisch bleiben, und so fort — alle Tage — so lange wie sein Urlaub dauert, — und dann kommt er auch noch oft ... sehr oft ... er hat schon jetzt dazu um Erlaubnis gebeten ... ach, und wie hat er sie dabei angesehen, — wie lange ihre Hand in der seinen gehalten ...

Als er gegangen, wirft sich Tassy mit glückzitterndem Herzen an Großchens Brust. „Wie hast du es gemacht, du Liebste, mir gerade diesen Wunsch zu erfüllen?" — Da lächelt die Greisin mit einem Blick zum Himmel: „Ich gab deinen Wunschzettel dem Christkind, — und das kann übermütigen kleinen Mädchen sogar einen Leutnant bescheren!"

Auf Feuer!

Der Herr Kommerzienrat ſchlich auf den Zehenſpitzen über den dicken Smyrnateppich und zog mit der fleiſchigen, grübchenbeſäten Hand ganz vorſichtig — ganz unmerklich die rauſchende Seidenportiere zurück, um in das Boudoir ſeiner Tochter zu lauſchen.

Ein Zug beinahe nervöſer Spannung lag auf dem ſonſt ſo heitern, jovialen Geſicht des noch immer recht

ſtattlichen Witwers, und als ſein Blick den dämmrig duftigen Raum der entzückendſten aller Schmollwinkelchen überflog, ſah er nicht aus wie der ſelbſtbewußte, ſiegfreudige Beſitzer von anderthalb Millionen, ſondern wie ein armer Sünder, welcher voll bebender Sorge der Entſcheidung über ſein Schickſal entgegenſieht.

Und das, was er in dem eleganten Boudoir ſah, war nicht dazu angetan, ſeine bekümmerte Miene aufzuhellen.

Da lag Sibylla, nachläſſig und gelangweilt, in dem Rokokoſeſſelchen, hatte das goldblonde Köpfchen beinahe ſchläfrig gegen die Goldſchnitzerei der Lehne zurückgeneigt, und blinzelte aus den ſonſt ſo ſtrahlend großen Veilchenaugen in das roſige Dämmerlicht, wie ein kleines Kätzchen, welches juſt in ſüßen Schlummer ſinken möchte.

Vor ihr lag die begonnene Malarbeit auf dem Tiſch, — ein Amorchen, welches juſt zwei Herzen zuſammenſchmieden will, — aber noch war das dralle Fäuſtchen nur flüchtig angedeutet, und der Hammer, welcher zuſchlagen ſollte, fehlte ganz.

Sibylla aber hatte die ſchneeweiße, duftige Federboa um die Hände gewickelt und die zarten Schultern zuſammengezogen, als fröre ſie, ſelbſt jetzt noch, wo doch ſchon die Frühlingsſonne ſo warm und golden durch die Fenſter ſchien.

Und ihr gegenüber in einem andern Seſſel, faul ausgeſtreckt, ruht die ſchlanke, elegante Geſtalt eines jungen Mannes, des ſcharmanten Mortimer Trimmis-Seggen, des

Sohnes ſeines liebſten Jugendfreundes, welcher in New York die wohl nicht „beſſere“ aber doch größere Hälfte der Firma Mahlenſtadt-Trimmis repräſentiert.

Mortimer raucht eine Zigarette, hält die Augen halb geſchloſſen, als wäre ſein reizendes Gegenüber kaum des Anſehens wert, und zieht mechaniſch die dickflockige Seidendecke der Chaiſelongue über die Knie, als fröſtele auch er, — als empfinde auch er gleich der ſchönen Sibylla nichts anderes, als den einen, müden, gleichgültigen Gedanken: Kühl bis ans Herz hinan!

„Und welcher von Ihren Hunden erhielt alſo in der Ausſtellung den Preis?“ fragte Fräulein Mahlenſtadt juſt mit verſchleierter Stimme, und Mortimer unterdrückte ein Gähnen und antwortete: „Der ſchottiſche Windhund, ein Prachtexemplar, — Medaille I.“ —

„Ah!“

Und Sibylla nieſte — und Mortimer huſtete, ſie froren tatſächlich alle beide, trotz der Frühlingsſonne, trotz der vortrefflichen Luftheizung.

Der Kommerzienrat ſchlich ingrimmig zurück; ſchloß die Salontür hinter ſich und wanderte ruhelos, mit ſchwer bewölkter Stirn auf dem ſpiegelnden Parkett ſeines Rauchzimmers auf und nieder.

Das waren ja nette Ausſichten für die Verwirklichung ſeiner Pläne!

Anſtatt mit glühendem Herzen und flammenden Wangen einander in den Armen zu liegen, ſich zu herzen und zu

küſſen, als habe der Veſuv ſeine Feuerſtröme durch ihre Adern gegoſſen, ſaßen die beiden unglückſeligen Leutchen einander gegenüber, unterhielten ſich von der Hundeausſtellung und froren bis ins Mark hinein.

Wie ſoll dabei eine Verlobung herauskommen? Und kommen mußte ſie, bald, ſehr bald ſchon — das hatte ſich der Kommerzienrat zugeſchworen; hing doch nicht allein das Glück ſeiner Tochter, ſondern auch das ſeine von dieſem Bündnis ab!

Er blieb vor dem Spiegel ſtehen, muſterte voll nervöſer Unruhe ſeine noch ſo jugendlich ſchlanke Geſtalt in dem tadelloſen Smoking und ſtrich das kleine Bärtchen über der Lippe. Vor ſechs Wochen noch hatte er einen recht ehrwürdigen Vollbart getragen, dann war derſelbe unter den flinken Händen des Friſeurs gefallen.

Warum? Weil die reizendſte aller jungen, bezaubernden Witwen, die Schneewitchenſchönheit Mary ihm mit ganz beſonderem Ausdruck in den dunklen Augen geſagt hatte: „Ich liebe keine Vollbärte! Ohne den Ihren würden Sie um zehn Jahre jünger und flotter ausſehen.“ Das ließ er ſich nicht zweimal ſagen, denn was hätte ihm mehr am Herzen gelegen, als der holden Zauberin zu gefallen!

Noch an demſelben Abend trat er ihr — in der Tat um zehn Jahre jünger, flotter und unternehmungsluſtiger, entgegen, und Frau Mary errötete bei ſeinem Anblick wie ein junges Mädchen.

Mit der Glut eines Primaners drückte er ihre ſchlanken,

ſammetweichen Fingerchen an die Lippen, und ſie flüſterte, ſchämig wie ein Backfiſch: „Sehen Sie? Hatte ich nicht recht, daß der häßliche große Bart Sie alt machte wie ein Großpapa?!“

„Und nun?“ lächelte er, und ſein Blick flehte um ein ermutigendes Wort. „Nun?“ — ſie wandte ſich ſchnell zur Seite und ließ ſich in die fraiſefarbenen Atlaspolſter eines Seſſelchens niederfallen, daß ihr zartgeſticktes Teekleid ihren

ſchlanken Körper wie eine glänzende Schlangenhaut umſpannte, „nun könnte Romeo ſich Ihre Jugend und Ihre Augen leihen, um die arme Julia rettungslos zu betören!“

Es war ein Märzabend, das Wetter draußen kalt, windig, regneriſch.

Die Hagelſchauer praſſelten zeitweiſe gegen die hohen Spiegelſcheiben, hinter welchen ſich die blühenden Gardenien, Flieder und Azalien zu duftigen Kuliſſen aufbauten, und im Kamin fauchte und ſauſte es ſo unwirtlich und dräuend, daß es nicht Wunder nehmen konnte, wenn bei ſolch ſchlechtem Wetter der ſonſt ſo gern beſuchte Salon Frau Marys an dieſem Teeabend leer blieb.

Mit Gelaſſenheit konſtatierte es die Hausfrau, mit Entzücken ihr einziger Gaſt, der Kommerzienrat.

Die leiſe geflüſterten Worte der ſchönen Frau ſchürten den Funken ſeiner Anbetung zu einem himmelhoch auflodernden Feuermeer der Liebe.

Ehe ſie es ſich verſah, ſaß er an ihrer Seite, hielt abermals ihre Hand und preßte ſie in der ſeinen, und war es tatſächlich kein ſeliger Traum, welcher ihn narrte? Die ſonſt ſo abweiſende, unnahbare kleine Witwe drückte ſeine Hand wieder, zwar nur ſchüchtern, nur leiſe wie ein Hauch . . . aber es rieſelte ihm dennoch wie „wabernde Lohe“ durch alle Glieder und machte ihn kühn, — kühn bis zur ſtürmiſchen Liebeserklärung.

Kein Jüngling konnte mit leidenſchaftlicheren Worten

um die Erwählte werben, wie der ſonſt ſo ruhige, vernünftige Zahlenmenſch Mahlenſtadt, und Frau Mary ſaß ihm gegenüber, zupfte anfänglich etwas aufgeregt an der langen goldenen Kette, welche, von Perlen durchflochten, über ihre Bruſt fiel, ſich um die ſchlanke Taille wand und ein blitzendes, leiſe klirrendes Knäuel von Herzen, Kleeblättern, edelſteinfunkelndem Getier und ſüß duftenden Riechfläſchchen trug, — und ſie ſenkte die dunklen Wimpern tief auf die Wangen und atmete ſo beklommen, als ſei es das allererſtemal im Leben, daß ſie den Liebesſchwüren eines Mannes lauſchte.

Und als er ſchwieg und bebend vor Erregung in ihr Antlitz ſchaute, ihres entſcheidenden Wortes harrend, da blickte ſie lächelnd, ſinnend, träumeriſch an ihm vorüber in die bunte Blütenpracht des Straußes, welchen er ihr mitgebracht und ſchwieg.

„Mary!“ rang es ſich von ſeinen Lippen, „müſſen Sie ſich in der Tat ſo lange beſinnen, ob Sie auch lieben, ob Sie die Meine ſein können?!“

Da umſchloß ſie ſeine Hand mit ihren kühlen Fingerchen, neigte ſich mit wunderlichem Blick über ihn und flüſterte: „Da Sie das Klügeln und Überlegen ganz verlernt zu haben ſcheinen, mein Freund, — muß ich es nicht für uns beide tun? Ja, Erwin, Sie ſind erhört! Unbegreiflich! Mein Verſtand, welcher ſagt, daß jede zweite Ehe für eine Frau nur Leichtſinn und Luxus iſt, — kapituliert vor Ihnen und mein Herz, welches ſich ſo lange vor neuen Banden wehrte, liegt

rettungslos in den Roſenketten Ihrer Liebe! — Aber halt! noch nicht zu früh gejubelt, mon ami! Ich ergebe mich Ihnen nicht bedingungslos, — denn ein Teil des Sieges gehört auch mir! Sie ſchwören im voraus alles zu, was ich verlange? Gut. Hören Sie.

Sie ſind Vater einer jungen, ſchönen, verzogenen, eigenwilligen Tochter, welche bis jetzt Herrin in Ihrem Hauſe war. Auch ich bin jung, verwöhnt, — auch ich bin es gewohnt, Herrin zu ſein. Aber zwei Königinnen in einem Reiche ſind zu viel, Krieg und Feindſeligkeiten würden unausbleiblich ſein, und auch die ſtirnrunzelnde Reſignation einer entthronten Herrſcherin iſt kein erquicklicher Anblick für ein junges Paar. Das ſehen Sie

ſelber ein, lieber Erwin, nicht wahr? Und darum hören Sie meine Bedingung! Verloben und verheiraten Sie Sibylle, es wird Ihnen ſicher nicht ſchwer fallen, — und wenn die kleine Göttin den Altar — auf welchem man ihr bisher in Ihrem Hauſe opferte — verlaſſen hat, ſo kommen Sie und holen Sie die Braut heim, Geliebter, ich bin alsdann bereit, all Ihre Liebe, Ihre Huldigungen und Ihren Weihrauch ungeteilt in Empfang zu nehmen!" —

Sie hatte es in ihrer graziöſen Weiſe voll Scherz und Anmut geſagt, und doch war es ihr bitterer Ernſt mit ihren Worten, das ſah er ſelber nur allzugut ein und glühte vor Ungeduld und Verlangen, ſein Töchterchen ſo ſchnell wie möglich unter die Haube zu bringen, um ſein eigen Glück dadurch zu gewinnen! Wie aber das bei dem eiskalten, unberührten Herzen ſeiner ſo wähleriſchen Tochter, welche er viel zu zärtlich liebte, um ſie in eine verhaßte Ehe zu zwingen, anfangen? Da war guter Rat teuer.

Ein Zufall kam ihm zu Hilfe.

„Wer iſt dieſer hübſche Menſch?" fragte Sibylla eines Tages ſichtlich betroffen, als ſie auf dem Schreibtiſch des Vaters das Bild des jungen Mortimer Trimmis-Seggen liegen ſah.

Er gab Auskunft und berichtete dem Töchterchen, daß der Sohn ſeines Kompagnons in den nächſten Tagen ein Rendezvous mit ihm in Paris nachgeſucht habe, dringende Angelegenheiten zu beſprechen.

„Wann reiſeſt du? Schade, daß er nicht hierher kommt!"

ſagte Sibylla und blickte noch immer nachdenklich auf die Photographie hernieder. In den Augen des Kommerzienrats blitzte es auf wie jähe, freudige Hoffnung.

„Es wäre mir lieb, wenn du mich auf dieſer Reiſe begleiteteſt, Sibylla!“ ſagte er.

Da warf ſie das Köpfchen ſtolz zurück und ſah ſo kühl und unnahbar aus wie ſtets.

„Damit Herr Trimmis glaubt, ich käme, um ſeine Bekanntſchaft zu machen?! Du ſollteſt mich in dieſer Beziehung doch kennen, Papa!“

Und er kannte ſie, darum reiſte er allein, als er aber zurückkam, befand ſich Herr Mortimer Trimmis in ſeiner Begleitung.

„Wenn es dieſer nicht wird, dann wird es ſo bald kein anderer!“ kalkulierte der Kommerzienrat, denn er hatte es gar wohl beobachtet, wie Sibyllas Wangen jäh erglühten, als ſie Sir Mortimer ganz unerwartet gegenüberſtand, wie die Augen des jungen Mannes voll unverhohlenen Entzückens aufleuchteten, als ſein Blick die reizende Erſcheinung des jungen Mädchens umfaßte.

Mahlenſtadt triumphierte bereits, aber leider zu früh.

Es war dieſe erſte Begegnung der jungen Leute wie ein Sonnenſtrahl im Winter geweſen, — ſekundenlang lag die Welt wie in lichtem Frühlingsglanz, dann aber kamen Reif und Froſt und deckten alles Keimen und Blühen wieder zu. Mortimer und Sibylla verkehrten täglich zuſammen, — der junge Mann ſprach nicht von Abreiſe und das junge Mäd-

chen hatte plötzlich nichts anderes mehr auf der Welt zu tun, als wie ihre Zeit dem Gaſt zu widmen, — und dennoch . . . es lag wie ein Eiſeshauch über dieſem Verkehr. —

Draußen in Flur und Feld ließ der Lenz auf ſich warten, und drinnen in dem kühlen Salon ließ er ebenfalls auf ſich warten, ſo ungeduldig der Kommerzienrat auch durch die Portiere lugte.

Das Kaminfeuer praſſelte noch, obwohl es Mai war, und Mortimer und Sibylla ſaßen einander gegenüber, ſteif, langweilig, kühl bis ans Herz hinan, — ſie wickelten ſich in Decken und Boas und froren . . . froren . . . froren alle Liebe zu Tode! —

Der Kommerzienrat ſchritt voll nervöſer Ungeduld auf dem weichen Teppich ſeines Zimmers auf und nieder und nagte in vergeblichem Grübeln und Sinnen die Lippe.

Die leidenſchaftliche Sehnſucht nach ſeiner Vereinigung mit Mary quälte ihn, und doch war die hartherzige kleine Frau durch kein noch ſo zärtliches Flehen, kein noch ſo ſtürmiſches Bitten zu bewegen, die geſtellte Bedingung zurückzunehmen.

„Glaube mir, Liebſter, daß unſer Frieden, unſer Behagen und unſer ganzes eheliches Glück von meiner ſo ſehr gerechtfertigten Forderung abhängt!“ ſagte ſie ſehr weich und innig, aber auch ſehr feſt und beſtimmt. „Du würdeſt es bald noch mehr bereuen wie ich, mich zum Nachgeben überredet zu haben, alſo danke es mir, wenn ich meinem Grundſatz treu bleibe!“

Danken! auch noch danken dafür!! Der arme Kommerzienrat hätte aus der Haut fahren mögen vor Ungeduld, um ſo mehr, als ſich ſeit kurzer Zeit noch die Eiferſucht bei ihm regte. Was wollte plötzlich der elegante, ſchneidige Sportsman in dem Salon der jungen Witwe, er, der angeſchwärmte Löwe des Tages, mit dem verlebten Geſicht und den dunkellodernden Augen, auf welche die jungen Mädchen Gedichte machten und von welchen ſenſible Frauen träumen?

Solche Don Juans ſind gefährlicher als man glaubt, denn unbegreiflicherweiſe lieben die modernen Frauen mehr das intereſſante Kainsmal der Sünde auf dem Geſicht ihres Helden, wie den Glanz der Tugend.

Bah! Kann ihm jener blaſierte Modenarr gefährlich werden?

Wenn Mary auch noch ſo viel und angeregt mit ihm plaudert und plötzlich ein auffallendes Intereſſe für Sport und Rennbahn zeigt? —

Lächerlich! Man munkelt, daß der ehemalige Diplomat ſtark verſchuldet, daß ſein Rennſtall Blendwerk der Hölle, daß ſein Kredit untergraben ſei! Hat doch neulich noch ein Witzbold von ihm zitiert:

Ein einzig lahmer Schimmel,
Zeugt von vergang'ner Pracht,
Auch dieſer, ſtark ſtruppieret,
Kann fallen über Nacht . . .

Und was würde Frau Mary ſagen, wenn ſie zu Fuß gehen ſollte?!

Die ſchöne Witwe iſt in leidlich guter Lage, aber ſie iſt lange, lange nicht reich genug, um einen Mann heiraten zu können, welcher rennt, ſpielt . . . liebt . . .

Und doch!! — Mahlenſtadt ſtreicht mit dem duftigen Seidentuch über die feuchte Stirn. Man lebt in dem Zeitalter der Abſurditäten, der unglücklichen Lieben, welche mit Selbſtmord enden, der kraſſeſten Gegenſätze derer, die nicht für einander beſtimmt ſind und ſich dennoch finden, aller Vernunft, aller Möglichkeit zum Trotz! —

Man hat die Weiber nie ſehr gut verſtanden, — heutzutage wird man überhaupt nicht mehr klug aus ihnen . . . und Mary iſt eine ſo völlig moderne, ſo ganz zeitgemäße Frau!

Nein, dieſer qualvolle Zuſtand *muß* ein Ende nehmen, er *muß* es.

Sibylla und Mortimer *mußten* ſich jetzt endlich verloben, und . . . „wollen ſie nicht willig, gut, ſo brauche ich Gewalt!“ —

Und der Kommerzienrat entzündete ſich mit finſterer Stirn eine Zigarette, warf ſich auf die fellbelegte Ottomane nieder und grübelte, wie er am beſten und ſchnellſten zum Ziel gelangen könne.

Plötzlich blitzte ſein Auge auf, ein Lächeln triumphierender Freude flog über die bewölkten Züge.

Hurra, der Stein der Weiſen iſt gefunden! Dem jungen Pärchen iſt es zu kalt, einfach zu kalt zum Verlieben! —

Iſt es ein Wunder, wenn die Herzen kühl und ruhig bleiben, wenn man ſich fröſtelnd in Boas und Decken wickeln muß?

Gewiß nicht!

Wie ſoll ſich das heiße, ſüße Sehnen in die Seele ſchleichen, wenn draußen ein nebelgrauer Himmel und kahle Bäume trauern, wenn weder Roſenduft noch Nachtigallenſang, weder Lenzeshauch noch zauberiſcher Sternhimmel in milder Maiennacht das ihre tun können?

Am lauwarmen Kaminbrand fängt kein Herz Feuer, und dieſes kalte, regneriſche Frühjahr trägt die Schuld daran, wenn Mortimer und Sibylla ſich nun ſchon vierzehn Tage lang gegenüber ſitzen, die gleichgültigſten Dinge verhandeln, nieſen, gähnen und fröſteln!

Das muß anders werden!

Auf Feuer ſollen ſie, eingeheizt ſoll ihnen werden, daß ſie in der Glut gar nicht anders können, als wie in himmelhohen Liebesflammen aufzulodern!

Freilich, hier unter dem heimatlichen Himmel iſt das nicht gut möglich.

Die Zentralheizung iſt abgeſtellt und weil der Kommerzienrat ein Mann von Grundſätzen iſt, läßt er ſich ſeine Befehle nicht von ein paar kalten Frühlingstagen über den Haufen werfen. Es wird auch ganz gut und dienlich ſein, einen kleinen Wechſel der Szenerie vorzunehmen. Das trauliche Boudoir Sibyllas iſt nun zu etwas alltäglichem geworden und hat ſeinen Reiz verloren, darum wird es vorteilhaft ſein, der kleinen Liebesgeſchichte für neue Dekorationen zu ſorgen.

Reiſen! — Fort von hier! Nach dem Süden!

Aber wohin? —

Eines jener großen, bekannten Rendezvous der eleganten Welt, wie Kairo, Nizza, Riviera uſw., iſt nicht vorteilhaft.

Die jungen Leute ſehen da viel zu viel anderes, werden zerſtreut und abgelenkt.

Sibylla iſt fraglos ein ſehr hübſches, elegantes Mädchen, aber . . . du liebe Zeit! Kann es nicht ein tückiſcher Zufall wollen, daß in ſolch einem Badeſammelpunkt eine noch ſchönere, noch ſchickere Lady auftaucht, welche Mortimers Blicke feſſelt und Kommerzienrats Töchterlein in den Schatten ſtellt?

Nein! Papa Mahlenſtadt iſt ein gewiegter und feinfühliger Diplomat, er wird in erſter Linie dafür ſorgen, daß ſeine beiden Verlobungskandidaten möglichſt auf ſich ſelbſt angewieſen ſind.

Und hübſch warm ſollen ſie ſitzen.

Eingeheizt ſoll ihnen von der lieben Sonne werden, daß ihnen Hören und Sehen vergeht!

Ein grauſam ſchadenfrohes Lächeln ſpielt um die Lippen des Verſchwörers.

Wartet nur! Wenn es auch hier zu kalt war zum verlieben und verloben, ſo ſoll es künftig nicht an Feuer fehlen! Wollen ſehen, ob dieſes probate Mittel helfen wird!

Und fiebernd vor froher Erregung ſtürmt der Kommerzienrat an das Telephon und beruft ſeinen Hausarzt zu ſehr wichtiger Beſprechung in ſeine Villa.

Beſagter Sanitätsrat war ein vernünftiger Mann, mit welchem ſich ſchon ein Wort reden ließ, und da er ſo wie ſo eine Leidenſchaft dafür hatte, ſeine Patienten in die Welt hinaus zu jagen, nach Süden, Norden, Oſten oder Weſten, gleichviel wohin, nur recht weit weg, damit die Luftveränderung eine geradezu märchenhafte und die Eiſenbahnfahrt eine wirklich durchgreifende Rüttel- und Schüttelkur werde, — ſo genügte nur die zarte Andeutung des Kommerzienrats, „er ſehne ſich mal raus in andere Luft!“ um ſeinen mediziniſchen Schutzengel in begeiſterte Erregung zu verſetzen.

„Selbſtredend! Das ſagte ich ja längſt, daß Sie mal fort müſſen! Ihre Nerven ſind herunter, total herunter! Es iſt zwar noch früh im Jahre, aber nach den neueſten Anſichten unſerer Autoritäten iſt es gerade die kalte, herbe Frühlingsluft des Nordens, welche wahre Wunder an den zerrütteten Nerven tut! Packen Sie, lieber Freund! Packen Sie und reiſen Sie ſo ſchnell wie möglich nach Schweden und Norwegen!“

Der Kommerzienrat ſchüttelte ſehr entſchieden den Kopf. „Nee, Verehrteſter! Das Frieren beſorge ich auch hier zu Hauſe! Im Gegenteil, wärmen will ich mich . . . milde Düfte und Lüfte atmen . . . mit den Nachtigallen koſen . . .“

„Ah! Alſo nach dem Süden? — Ganz ausgezeichnet! Iſt grade das, was Ihnen gut tun wird. Sowie der Körper nach Wärme verlangt, muß ſie ihm werden. Die Natur zeigt da ſelber den Weg, den wir nur blindlings zu gehen

brauchen! Alſo nach dem Süden?! Vortrefflich. Wie denken Sie über Ägypten? Schon ein bischen ſehr heiß . . ."

„Na — das wäre mir gerade recht, aber neben der Hitze will ich auch Ruhe haben, wiſſen Sie, Sanitätsrätchen, ſo ein Idyll . . . ſo recht was fürs Herz und Gemüt! Kein Grandhotel mit befrackten Kellnern, ſtaubigen Promenaden und alle Tage Mocturtle-Ragout, aber dafür Natur! Landſchaft! Liebliche Einſamkeit, wo einen die Sonne wenigſtens durch Myrtengebüſche braun brennt!" . . .

„Ah, ich verſtehe, — völlige Weltabgeſchiedenheit! Ich hatte ſoeben eigentlich an Monaco für Sie gedacht, aber wenn Sie ſich auf das Einſiedlerleben kapriziert haben . . . ja, warten Sie mal, Verehrteſter . . . was wäre denn da ſo recht paſſend . . ." und der Doktor ſtrich nachdenklich den braunen Spitzbart und verſank in längeres Schweigen.

Endlich hob er ſichtlich erfreut den Kopf.

„Nach dem Miſocco-Tal! Nach Greno müſſen Sie! Das bietet alles, was Sie verlangen. Um dieſe Zeit ſchon heiße italieniſche Sonne! Dabei doch friſche und erquickende Alpenluft, Ruhe, Stille, Einſamkeit! O, wenn ich an die unvergeßlich ſchönen Stunden zurückdenke, die ich einſt ſelbſt als wandersfroher Mann in dem idylliſchen Hauſe des Don Domenico verlebte! Kaum kann ich ſagen, was mich ehemals mehr begeiſterte, die wilde, köſtliche Poeſie des Tales von Miſocco, mit ſeinen romantiſchen Burgen, den ſchattigen Lorbeer- und Kaſtanienhainen, den wogenden, mannshohen Maisſtengeln mit den graziöſen, lichtgrünen Blättern, wiegend und ſchmiegend wie breites Schilf, — mit der weißſchäumenden Moëſa Calancasca, von welchen ich nie wußte, ob ſie toller durch das Land ſtürmten oder ich, — oder ob es mir die ſaftigen Makkaroni angetan hatten, welche Gina, die ſchöne, wilde, feurige Gina mit den ſchwarzen Glutaugen mir ſervierte — aber gleichviel, was mich in Bande geſchlagen! Ich war bezaubert, berauſcht und mit Leib und Seele gefeſſelt an das wunderſame Tal von Miſocco!“ —

Der Sanitätsrat hatte ſich in wahre Begeiſterung geredet, er ſtrich mit der Hand über die Stirn und atmete ſo ſchwärmeriſch auf, als ſtehe die ſchöne Gina immer noch mit der dampfenden Schüſſel voll Makkaroni vor ihm. Aber gerade das, was ihn ehemals in Entzücken und jetzt noch in zärtliche Sehnſucht verſetzte, ließ dem Kommerzienrat das Miſocco-Tal in fatalſter Weiſe bedenklich erſcheinen.

„Schöne Gina!“ wiederholte er gedehnt und ſo unver-

kennbar widerwillig, daß der Doktor ſeinen ſonſt ſo lebensfrohen Patienten ganz verdutzt anſah. „War dieſe Alpenroſe etwa die Tochter Ihres Wirtes? Ehrlich geſtanden, lieber Freund, liebe ich keine Schönheiten in der Sommerfriſche! Sie machen uns nervös, verleiden zu Torheiten . . . regen uns durch ihre Gnade oder Ungnade bis zu blinder Raſerei auf . . . und dies alles möchte ich vermeiden! Ruhe — Ruhe!! — Nicht nur für Kopf und Nerven, ſondern auch für das Herz!“

„Hm . . .“ nickte der Sanitätsrat und griff unwillkürlich nach dem Puls ſeines Patienten, „Sie reden mir da völlig aus der Seele! Sie als erholungsbedürftiger Mann ſchauen beſſer in das ſtille, klöſterliche Grün der Landſchaft, als in die Hexenaugen ſchöner Italienerinnen . . .“

„Erlauben Sie mal!“ fuhr Mahlenſtadt etwas gereizt und ſich vergeſſend empor, „ich für meine Perſon . . .“ aber er beſann ſich rechtzeitig, daß er unmöglich eingeſtehen konnte, die ſchöne Gina ſei ihm ſelber durchaus nicht ſo gefährlich wie dem à tout prix zu verlobenden Mortimer, — er ſeufzte alſo nur und nickte melancholiſch vor ſich hin: „Alſo ſchlagen Sie etwas anderes vor, Doktorchen!“

„Durchaus nicht! Glauben Sie, die ſchöne Gina ſei eine moderne Ninon? Wie viele, lange Jahre ſind es ſchon her, daß ich die Reizende anſeufzte! Sie war übrigens damals ſchon verlobt . . . und jetzt — nach beinahe zwanzig Jahren wird ſie wohl, ebenſo wie alle Südländerinnen, eine gelbe, fette, wuchtig daher watſchelnde Matrone ſein, welche ſelbſt

die lebhafteſte Phantaſie nicht mehr zu poetiſchen Ergüſſen begeiſtern und kein — ſelbſt das leichtentzündlichſte Herz mehr in Flammen ſetzen kann!“

„Ah! — vor zwanzig Jahren! . . .“

„Bedenken Sie, ich war damals ein junger, ſehr junger Arzt noch . . .“

„Eine ſchöne Gina nach zwanzig Jahren!!“ lachte der Kommerzienrat beinahe ſchadenfroh, „nein, die tut jetzt wohl keinen Schaden mehr! Alſo hin; wir gondeln los! Grades Wegs gen Miſocco . . . oder . . . Teufel ja . . . ſo ſehr grade iſt der Weg wohl nicht?“

Der Doktor lächelte ſeltſam. „Na, wenn Sie erſt die Talſperren von La Cluſe und von Dazio Grande am Gotthard . . . oder die Ruinen-Riegel von Miſocco unter dem Bernhardin . . . und die Talſtufe von Stozzo am Splügen glücklich überwunden haben, ſind Sie fein heraus!! Aber nein, bange machen gilt nicht! Heutzutage reiſt man bequemer wie vor zwanzig Jahren, und ich war dazumal ein unverbeſſerlicher Bergfex, welcher über jeden Felsblock klettern mußte, um dem Reiſen Wert abzugewinnen. Gehen Sie in ein Reiſebüreau und laſſen Sie ſich die Sache hübſch bequem ausarbeiten, ſtecken Sie die nötigen Dukaten in die Geldkatze und reiſen Sie mit Gott! — Sollte es aber in Greno auch ſchon Anſichtskarten geben, was ich nicht bezweifle, ſo laſſen Sie mich bitte auf einer ſolchen wiſſen, wie Sie angekommen ſind! — Ich bin nicht neugierig, aber . . . meine Frau ſammelt! Und ſomit Gott befohlen!“ —

„Sie alter Sünder!! Auf Wiederſehn!“ —

— — — — — — — — — — — — — — — — —

Ein ſehr wohlzufriedenes Schmunzeln leuchtete über Mahlenſtadts rundes, friſchwangiges Geſicht, als er ſich nach dem Speiſeſaal hinab begab, in welchem, laut Meldung des Dieners, das gnädige Fräulein und Herr Trimmis bereits auf den Herrn Kommerzienrat warteten.

In der kühlen Vorhalle, wo ſelbſt die Palmen unter dem Atemzug des ſo unnatürlichen Frühlings erſchauerten, mäßigte der Hausherr den eiligen Schritt, legte das erſt ſo heitere Geſicht in ſehr leidende, tiefernſte Falten und ſchritt müde und erſichtlich kraftlos über die Schwelle.

Sibylla, in einem ſehr reizenden, durch unendlich viel Spitzeneinſätze unterbrochenen baſtſeidenen Kleide, die unvermeidliche Straußfederboa um die Schultern, blickte ihm überraſcht entgegen und auch Mortimer hob betroffen das Haupt. —

„Um Gottes willen, Papachen ... du ſiehſt ſo leidend aus, du bleibſt ſo lange ... Du biſt doch nicht etwa krank?“ rief die junge Dame, beſorgt den Arm um die kraftvollen Schultern des Vaters legend.

Der Kommerzienrat hüſtelte und machte ein noch viel wehleidigeres Geſicht wie zuvor, ließ ſich recht erſchöpft auf einen der geſchnitzten hohen Lederſtühle niederſinken und küßte galant wie immer die Hand ſeines Töchterchens.

„Verzeihung, meine Herrſchaften, wenn ich ſo unhöflich auf mich warten ließ! Aber ich hatte eine Unterredung mit

dem Sanitätsrat, und dauerte ſeine Unterſuchung doch länger als wie ich dachte . . .“

„Unterſuchung, Herr Mahlenſtadt?!“

„Papa . . . um alles in der Welt, biſt du krank?! Ich ſagte es ja immer, nach der Influenza huſteteſt du ſo viel! Iſt es die Lunge? Hat der Doktor etwas an der Lunge gefunden?“

Der Kommerzienrat ſtreichelte zärtlich das erbleichte Geſichtchen der Fragerin, aber er ſah dabei doch ſehr trübſelig aus.

„An der Lunge? Nein, Gottlob, mein Liebling, da ſitzt es nicht. Der Doktor glaubte es anfänglich auch, aber es ſind nur Nerven, nichts wie dieſe nichtsnutzigen Höllenfäden, die Nerven!

Sibylla atmete hoch auf. „Gott ſei Dank, die laſſen ſich hoffentlich bald kurieren! Wie kam das ſo ſchnell? Ich habe dir nie etwas angemerkt!“ —

„Ich nahm mich voll eiſerner Energie zuſammen!“ hauchte der Patient und führte mühſelig einen Löffel Suppe zum Mund. „Die viele Arbeit konſumiert . . . nicht wahr, Freund Trimmis, das können Sie beſtätigen?!“

„Ich ſtehe noch zu ſehr im Beginn meiner Tätigkeit, kann alſo nicht aus eigener Erfahrung ſprechen, — aber nach meinem Vater zu urteilen, ſtrengt die jahrelange Bureauarbeit ungeheuer an. Vier Monate Ferienzeit iſt das mindeſte, was die Ärzte jetzt für ihn verlangen!“

„Und Luftveränderung? Reiſen? Nicht wahr?“

„Das verſteht ſich! So ſchroffe Luftwechſel wie möglich!“

„Sollſt du auch reiſen, Papachen? —“

„Ja, aber nur unter deiner Pflege, mein Liebling, alles Alleinſein iſt Gift für mich!“

„Du weißt, wie gern ich dich begleite! Iſt dir ein Seebad verordnet?“—

„Nein, der Sanitätsrat hat etwas ganz Beſonderes vorgeſchlagen. Die kalte Luft hier ſchadet mir. Du liebe Zeit! Das nennt der Menſch Ende Mai! — Bald haben wir Juni und heizen noch!!! Wärmen ſoll ich mich in dem idylliſchen, zauberhaften Alptal von Miſocco! In dem ſchönſten aller Erdenwinkelchen Greno!“ —

„Miſocco-Tal . . . Greno!“ lächelte Mortimer kopfſchüttelnd, „mir iſt es wie ein dunkler Traum, als ob ich dieſe Namen einmal im Bädecker geleſen hätte!“

„Sie kennen Greno, Sie kennen Miſocco nicht?“ alterierte ſich Mahlenſtadt; „aber ich bitte Sie um alles, Freund Mortimer, wie wollen Sie dann nach Amerika zurückkehren, ohne von dem ſchönſten Zauber italieniſcher Alpenwelt ſprechen zu können . . .“

„Aber Papachen, was weiß man drüben von ſolch' weltfremden Idyllen, welche auch ich kaum dem Namen nach kenne?!“

„Das iſt es eben! Alle wahre Schönheit, welche abſeits vom Wege liegt, beachtet man in der großen Welt nicht! Darum muß Trimmis ſie erſt recht kennen lernen! Wiſſen Sie was, mein lieber, junger Freund, begleiten Sie uns! Ich bitte Sie, künftig nicht mehr hier, ſondern in Greno mein Gaſt zu ſein. Unſere vielen noch ſchwebenden geſchäftlichen Angelegenheiten laſſen ſich mündlich beſſer erledigen, wie ſchriftlich. Wir warten die Entwickelung der Dinge unter wärmerer Sonne, zwiſchen Myrten und Roſen ab! Einverſtanden? Topp, ſchlagen Sie ein!“

Mortimer Trimmis verneigte ſich ſo tief und reſpektvoll, daß kein Menſch das entzückte Aufleuchten ſeines Auges bemerkte, aber er ſchlug „mit verbindlichſtem Dank“ ſehr einverſtanden in die dargebotene Hand ein, und Sibylla neſtelte juſt ſo eifrig an ihrer langen Goldkette, daß kein Menſch das zarte Rot, welches in ihre Wangen ſtieg, bemerkte.

„Und wann reiſen wir?“ fragte ſie.

„Sobald wie möglich. Während der Zeit kann hier die Villa renoviert werden. Alſo bitte ſo ſchnell wie möglich einpacken, meine Herrſchaften —“ und der Kommerzienrat rieb ſich plötzlich ebenſo wohl und munter wie ſonſt die Hände und ſah nicht im mindeſten mehr leidend aus! „Ich kann es gar nicht ſagen, wie ich mich auf den warmen Sonnenſchein freue, man wird auftauen und es überhaupt erſt merken, daß man ein Herz in der Bruſt hat!“

Jählings trafen ſich die Augen der jungen Leute, es war, als ſei bei dieſen letzten Worten ein magnetiſcher Funken von hüben nach drüben geblitzt, aber beinahe erſchreckt flüchteten beider Blicke wieder zurück und ſchweiften, kühl und gleichgültig wie zuvor durch den hohen, kühlen Saal.

„Ja, man friert hier zu arg!“ ſagte Sibylla mechaniſch und zog die Boa feſter um den ſchlanken Hals. — — — —

Es war, als habe das Wetter nur auf die Abreiſe des Kleeblattes gewartet, um in eklatanteſter Weiſe umzuſchlagen. Schon während der beiden letzten „Vorbereitungstage“ lachte eine helle und recht warme Sonne durch die hohen Spiegelſcheiben und als man gar in dem engen, heißen Abteil erſter Klaſſe des D-Zuges ſaß, da ward es heiß, ſo heiß, daß die Pelzboa tiefer und tiefer auf die Schultern herabſank und ſehr bald mit einer zarten Zwillingsſchweſter aus duftigem Tüll, Schleifen und Spitzen vertauſcht wurde. Als man aber mit hochgeröteten Wangen das Diner im Speiſewagen einnahm, da war auch die Zeit der Tüllboa

zu Ende, und während Sibylla ſich mit dem feinen Spitzentüchlein Luft zufächelte und Mortimer zu wiederholten Malen trocknend mit dem buntkantigen Batiſt über die Stirn geſtrichen hatte, ſaß der Kommerzienrat ſo behaglich und wohlig wie der Kater im Sonnenſchein, beobachtete voll ſchmunzelnden Intereſſes, wie erfreulich warm es der lieben Jugend ward, und verſicherte ein um das andere Mal: „Gott ſei Dank! nun fühle ich doch wieder, daß ich Blut in den Adern habe!“ —

„Die engen Kupees ſind ſchwül, — da fällt die Hitze auf die Nerven!“ ſagte Sibylla mit verſchleiertem Blick, „ich freue mich, wenn ich erſt wieder in freier Luft atmen kann, dort liebe ich die Wärme ſehr!“

„Ja, noch dazu Alpenluft atmen!“ ſtimmte Mortimer gelaſſen bei, „die kann ja niemals zu heiß werden!“

Und dabei ſahen ſie ſehr gleichgültig an einander vorüber in die Landſchaft hinaus.

„Na wartet nur, ich will euch Gletſcherherzen ſchon einheizen!!“ dachte Papa Mahlenſtadt voll grimmer Schadenfreude, „ſchmelzen ſollt ihr! Weich wie Butter ſollt ihr werden, und lyriſch obendrein!“ —

— — — Nein, die lange Reiſe, trotz verſchiedener Unterbrechungen war nicht ſchön, und wie erlöſt atmete man auf, als ſich das zauberiſch ſchöne Miſoccotal, gebadet in leuchtendem Sonnenglanz, vor ihren Blicken auftat.

— — Wie ſtill ... wie duftig, wie zauberhaft ſchön iſt's in dem ſchattigen, roſendurchdufteten Garten des Don Domenico!

Das Mondlicht glitzert . . . Die Blüten duften berauſchend ſtark . . . weiche Luft ſchmeichelt und ſüße Vogelſtimmen ſchluchzen in dem Gebüſch . . . Langſam ſchreiten die drei Ankömmlinge durch den ſtillen Abend dahin und der Kommerzienrat beobachtet verſtohlen und frohlockend den ſo auffallend veränderten Ausdruck in den Geſichtern der beiden jungen Leute. Welch ein Zug holder Schwärmerei! Welch ein traumverlorenes Lächeln auf den Lippen, welche heimliche Seufzer wohligen Entzückens. Freilich gehen ſie nach wie vor ſchweigſam und langweilig nebeneinander her, nur Sibylla hat mit weit in das Gebirge emporſchweifendem Blick geflüſtert: „O, wie ſchön iſt es hier!“

Und Mortimer ſtrich wie koſend mit der Hand über die Blütenzweige und wiederholte mit wahrhaft verklärtem Lächeln: „O wie ſchön!“ —

„Wartet nur, es ſoll noch ſchöner werden! Don Domencio, der joviale Alte, hat mir ja verſichert, ſeit ein paar Tagen ſei es bereits das volle Sommerwetter! Die Sonne habe heuer warten laſſen, aber nun meine ſie es deſto beſſer!“

Der Kommerzienrat ſchmunzelt, als er es ſagte, und ſieht ſchon im Geiſt die Fackel Hymens lichterloh flammend durch das ſtille Paradies grüßen. —

Ja, es iſt heiß, ſehr heiß, und wird alle Tage heißer.

Anfänglich hat man Partien in die Umgegend gemacht, hat ſich vergnügt, am ſchäumenden Silberband der Moëſa und Calancasca einher zu wandeln, die Angel zu werfen.

Aber bald ist man zu ermattet für weitere Touren, liegt daheim im Garten in der Hängematte und liest Romane.

Wie schön ist es auch heute im Garten, nur heiß, viel zu heiß, selbst hier in dem Schatten der hohen Edelkastanien.

Ländlich und idyllisch ist es ringsum. Drüben hinter dem Zaun leuchtet ein Streifen Feld, wogende Melgone und goldig glänzende Biava, seitlich geht die Einteilung der Gartenbeete in dichte, vollaubige Gebüsche über, und wenn man den schmalen Sandweg weiter verfolgt, so rauschen bald die runden Wipfel des Nußbaums, der schlanken Birke und der Ulme zu Häupten, der finstern, stolzen Ulme, welche die einzige scheint, die in all der frohen, leuchtenden, farbensatten Sommerpracht ringsum schwermütig die Zweige im warmen Lufthauch beben läßt.

Hierher haben Sibylla und Mortimer sich zur Siesta zurückgezogen.

Das junge Mädchen liegt wie eine schneeweiße Elfengestalt in der Hängematte, die schlanken Arme unter dem Kopf verschränkt, die Blicke träumerisch nach oben gerichtet, wo es im dichten Blattgewirr flüstert und zirpt. Die Edelkastanien wölben ihre graziösen Äste zum herrlichen, smaragdgrünen Dom, lustige Weinreben klettern mutwillig an ihnen empor, flechten flatternde Girlanden von Ast zu Ast und freuen sich wie echte, wilde Kinder ihrer Freiheit, welche hier noch kein Winzer mit Pfahl und Rebmesser bedroht! Betäubende Duftwogen quellen von den blütenstrotzenden Akazien nieder und die Bienen und bunten Falter

gaukeln wie trunken um die Jasminblüten, welche ſich durch das Lorbeer- und Myrtengeſträuch winden.

Sibylla ſchließt die Augen.

Selbſt zum Leſen iſt es zu heiß. Das Buch liegt zur

Seite, die weiße, ſchmale Hand ruht ſo matt und apathiſch unter dem Köpfchen, als ſei ſie unluſtig zu allem, — ſelbſt zum Scherzen und Koſen.

Mortimer hat anfänglich das ſüße, inſtinktive Sehnen

empfunden, ſeinen Rohrſeſſel nah, ganz nah an die Hängematte der reizenden Träumerin heranzuſchieben . . . aber es iſt ſo heiß, ſo ſehr heiß, man meidet unwillkürlich die Nähe der Menſchen, man iſt zu apathiſch, die warme, pulſierende Hand nach einer andern, ebenſo erhitzten, auszuſtrecken . . .

Wenn es ſo ſchwül iſt, wird man träge, ſelbſt zum Lieben und Küſſen zu faul . . .

Und ſo ſchließt auch der junge Mann ſinnend die Augen und vergißt die Zigarre zwiſchen den Fingern und die Zeitung auf dem Knie. Wie ſtill, wie langweilig . . . ſchlafen ſie?

O nein! Hinter den apathiſch zurückgelehnten Stirnen wirbeln die Gedanken . . . und beide denken in dieſer Stunde wohl dasſelbe, ach immer wieder dasſelbe, was ihnen wie ein ſchwarzer, troſtloſer Schatten ſchon ſeit Wochen das Daſein verdunkelt. Sie gedenken beide jenes einen Tages, als ſie ſich kennen gelernt.

Daheim wars, — kalt, neblig, ein ungemütliches Wetter.

Aber ſie froren nicht; ſie ſaßen ſich im kleinen Boudoir gegenüber und ſahen einander in die Augen, und wähnten, ein heißes, glühend heißes Etwas rieſele ihnen plötzlich durch Mark und Bein.

Sie plauderten, ſo lebhaft und angeregt wie nie zuvor im Leben.

Er erzählte von ſeiner Heimat, zog ſein Taſchenbuch hervor und zeigte der jungen Dame die verſchiedenen Photographien von ſeinen Angehörigen, ſeinem Elternhaus . . .

Aufnahmen des Gartens . . . und plötzlich zuckte ſeine Hand zurück und ſchob ſchnell ein kleines Bild in die Ledertaſche des Buches zurück.

Dunkle Glut flammte über ſein Antlitz, er ward ſo verlegen, wie ein Knabe, welcher bei einem Diebſtahl auf Nachbars Kirſchbaum ertappt wird.

Das Bild einer Dame!

Sibylla hatte nur harmlos und flüchtig darauf geſehen, — nicht, daß ſie etwas erkannt hätte, nur ein helles Kleid ſchimmerte ihr entgegen. Seine Betroffenheit erſt machte ſie aufmerkſam, und plötzlich ging es durch ihr heiß pulſierendes Herz wie ein feiner Stich . . . wie ein banges, erſchrecktes Verſtehen.

Das Bild ſeiner Liebe . . . derjenigen, welche ſein Herz gewonnen . . .

Wie kalt war es ihr plötzlich! Sie ſchauert zuſammen und wickelt ſich fröſtelnd in die Boa . . . ſie hat plötzlich kein Intereſſe mehr für ſeine Heimat, ſie ſcheint einſilbig . . . zerſtreut . . .

Mortimer ſpricht deſto lebhafter weiter, bis ihr zurückhaltendes, verändertes Weſen ihm auffällt. Sein Blick trifft zum erſtenmal ihre Hand, welche die Boa zuſammenfaßt . . . ſtarr und erſchreckt haftete ſein Blick auf dem ſchmalen Goldreif an ihrem Finger.

Sie trägt einen Verlobungsring . . .

Ihre anfängliche, bezaubernde Liebenswürdigkeit war keine tiefere Empfindung, ſondern lediglich die Höflichkeit,

welche ſie dem Freund des Hauſes, dem Sohn des Kompagnons entgegenbrachte.

Sie war verlobt . . . und als ſie es eben bemerkte, mit welch vielſagendem Blick er ihr das Bild ſeiner Villa zeigte und ſagte: „Das iſt mein Heim, nur die Krone desſelben, die junge Hausfrau fehlt ihm noch!“ — Da wollte ſie ihm wohl zu verſtehen geben, daß ſie nun und nimmermehr dieſe Hausfrau ſein könne . . .

Sie war verlobt . . .

Warum hatte man ihm das nicht geſagt? Iſt es ein heimliches Bündnis? —

Das indiskrete Fragen iſt nicht Mortimers Art . . . aber ihm iſt es plötzlich, als ſei es recht kalt im Zimmer, ein Schauern und Frieren geht durch ſeine Adern; zum erſtenmal greift er mechaniſch nach der ſeidenflockigen Chaiſelonguedecke und zieht ſie über die Knie . . .

Wie kalt war es daheim; wie kalt — —

Und nun glüht Italiens heiße Sonne über ihnen, und die ſchwüle Luft benimmt ihnen beinahe den Atem . . . und doch bleibt es in ihrer Bruſt ſo kalt, als klopfe ein Herz von Eis und Stein darin, — weh . . . krampfhaft, wie ein ſterbendes. Und ſo oft es ſchneller ſchlagen und jäh aufglühen möchte, fällt von neuem der Rauhreif banger Qual darauf nieder.

Dann trifft ihr Blick nur ſeine Bruſttaſche, in welcher das Bild jener geheim von ihm Geliebten ruht, — und er ſchaut nur voll ſchmerzlicher Reſignation nach dem Ring an

ihrem Finger, und beide ſchweigen, beide beißen die Zähne wie in wildem Schmerz zuſammen und frieren auch jetzt — in greller Mittagsglut unter Italiens heißer Sonne! —

Der Kommerzienrat hat acht Tage — hat vierzehn Tage lang voll froher Zuverſicht gewartet! Sein Blick grüßt jeden Morgen voll ſchadenfroher Genugtuung den wolkenloſen, azurblauen Himmel, welcher für den ganzen Tag wieder große Hitze verheißt, — aber ſeltſam, ſtatt daß die beiden Eisklumpen in der Bruſt der jungen Leute auftauen, daß Sonnenglut und Einſamkeit ſie einander in die Arme treibt, werden ſie immer ſtiller, immer einſilbiger, blaſſer und nervöſer.

Mahlenſtadt iſt außer ſich, ſeine Ungeduld erreicht den Gipfel.

Verzweifelt berichtet er in ſeinem letzten Brief Frau Mary von ſeinem Experiment und dem noch immer nicht zu verzeichnenden Erfolg.

Die Antwort der jungen Witwe erſchreckt ihn ungemein.

Ihm iſt's, als ob er das ſilberhelle, luſtige Lachen der holden Zauberin durch die Zeilen klingen höre.

„Aber teuerſter Erwin! Welch eine barbariſche Idee, zwei Herzen, welche abſolut nichts voneinander wiſſen wollen bei fünfundzwanzig Grad im Schatten, gewaltſam verſchmelzen zu wollen!! Alſo darum Ihr Exil in Greno! Oh, daß Sie mir Ihren ungeheuerlichen Plan doch früher anvertraut hätten! Ihr Männer habt kein Talent für Liebesintrigen! Überlaſſen Sie mir bitte einmal die Angelegen-

heit! Ich glaube mit Sibyllas Herzchen genau Beſcheid zu wiſſen, es glüht ſchon ſeit langem im geheimen für einen Adonis, welchen ich in meine Salons zog, um ihn für Sibylla beeinfluſſen zu können! Ich glaube nun auch bei ihm meiner Sache ſicher zu ſein, und darum hören Sie folgenden Vorſchlag: Packen Sie ſofort und reiſen Sie mit Ihrer Tochter hierher zu mir, — eine Depeſche meinerſeits wird jenen andern, glücklicheren Adonis binnen zwei Tagen ebenfalls hier, auf dem Schauplatz kommender großer Ereigniſſe eintreffen laſſen. Sie wollen Glut durch Glut ſchüren? Das iſt ein ganz verkehrtes Bemühen. „Les extrêmes se touchent!“ und während einer Schlittenpartie erhitzen ſich die Herzen beſſer, als bei einer Promenade durch die Wüſte! Herzen, die erfroren ſind, muß man mit Schnee reiben, dann werden ſie wieder warm! Alſo „Auf Eis!“ mit den Liebenden!! Ich bin meiner Nerven wegen hier auf Pilatus-Kulm, hoch und noch recht kühl!! Über uns die Felſen ſind immer noch ſchneebedeckt und nach dem Tomlishorn konnten wir auch nicht wegen des Schnees gelangen, — alſo die Requiſiten ſind zur Stelle. Der Wind pfeift hier himmliſch erquickend und puſtet alles zuſammen, was ſich finden ſoll, Menſchen gibts erſt wenige, der ſpäte Sommer dieſes Jahres hält wohl die furchtſamen Seelen noch zurück, — alſo ungeſtört und ungeniert va banque! Laſſen Sie mich jetzt mal bei dem Glücksſpiel der verantwortliche Croupier ſein!!“ —

Mahlenſtadt ſah beinahe verlegen aus, als er das duftige Briefchen geleſen.

Alſo ganz und gar das Verkehrte hatte er getroffen.

O dieſe Weiber! ſie ſind doch geborene Diplomaten. Alſo Sibylla längſt in einen andern verliebt, und er blinder Narr merkte das nicht!

Na, nun mal mit Dampf rückwärts.

„Auf Feuer“ hat nichts genutzt, nun mal „auf Eis!“ wollen ſehen, ob Frau Mary beſſere Geſchäfte damit macht.

Seit dieſer Stunde klagte der Kommerzienrat über wahnſinnige Kopfſchmerzen, die Hitze ſei ihm unerträglich, er lechze nach einem Hauch friſcher Luft, und der Sanitätsrat habe ihm geſchrieben, eine Nachkur auf Pilatus-Kulm in der Schweiz ſei dringend geboten.

Zu ſeiner Überraſchung ſtieß er auf keinen Widerſtand, im Gegenteil, Sibylla blickte ſehr lebhaft, wie erlöſt von heimlicher Qual empor, und dehnte die ſchlanken Arme mit tiefem Atemzug.

„Gott ſei Lob und Dank, daß man wieder friſche Luft atmen kann! Dieſe Hitze war unerträglich, ich freue mich unendlich auf die Abreiſe!“

Mortimer Trimmis blickte nachdenklich den Rauchwölkchen ſeiner Zigarette nach und nickte beinahe melancholiſch mit dem ſchönen Haupt.

„Ich liebe die Hitze auch nicht ſonderlich und fand, daß ſie in den letzten Tagen geradezu ſchlapp und marode machte. Meine Nerven ſind mehr auf Eis und Schnee zugeſchnitten, wie auf 28 Grad Reaumur im Schatten!“

Der Kommerzienrat blickte den Sprecher einen Augen-

blick erwartungsvoll an. Die Geſchäftsangelegenheiten waren erledigt, es würde recht angenehm ſein, wenn der junge Mann nun ſeine eigenen Wege weiter reiſte.

Auch Sibyllas Blick ſtreifte wie in fragendem Forſchen ihr Gegenüber, doch Mortimer hüllte ſich in blaukräuſelnde Dampfwölkchen und ſchwieg.

„Gewiß wird es Sie reizen, erſt noch die großen Schweizer Städte kennen zu lernen?“ lenkte Papa Mahlenſtadt mit kordialem Schmunzeln auf diplomatiſche Schleichwege ein! „So was muß man geſehen haben, mein junger Freund, namentlich, wenn man die Sache ſo bequem hat, wie Sie momentan!“

„Es wäre zu überlegen!“ nickte der Deutſch-Amerikaner nachdenklich, und unter den langen Wimpern hervor ſtreifte ſein Blick das kühle, ernſte Geſicht Sibyllas wie in brennender Frage. Der Tag der Abreiſe kam. Man ſtieg in den Wagen und Mortimer ſagte ziemlich unvermittelt: „Ich begleite Sie zuvor nach Pilatus-Kulm, — von da aus treffe ich meine weiteren Entſchlüſſe!“

„So, ſo!“ meinte der Kommerzienrat etwas trocken, Sibyllas Antlitz aber war plötzlich in heiße Glut getaucht, und Mortimer bemerkte es mit ſtockendem Herzſchlag. Galt es ihm? Er wagte kaum dieſen Gedanken Raum zu geben!

— — — Welch ein Umſchwung! Welch ein greller, jäher Wechſel in der Temperatur!

Mahlenſtadt hat ſich ſelbſtverſtändlich einen „geſunden

kleinen Rheumatismus" geholt und ſich Stubenarreſt diktiert, er ſitzt aber ganz geduldig und vergnügt in dem eleganten Leſeſalon des Hotels Pilatus-Kulm und freut ſich unbeſchreiblich, daß man zu allgemeiner Überraſchung eine gute Bekannte aus der Reſidenz, die allerliebſte Frau Mary hier vorgefunden.

Die kleine Witwe iſt auch ein wenig erkältet, obwohl das Wetter ſeit etlichen Tagen herrlich iſt, ſie leiſtet dem Kommerzienrat treulich Geſellſchaft, und Sibylla und Mortimer ſind auf ſich allein angewieſen, wenn ſie Promenaden und Kletterpartien in die Umgebung machen wollen!

Frau Mary hat mit ſchelmiſchem Lächeln für die nächſten Tage einen „Dritten" im Bunde prophezeit, eine Nachricht, welche Sibylla ſehr gleichgültig, Mortimer mit einer gewiſſen Unruhe aufgenommen.

Der Himmel iſt zwar bedeckt, aber die jungen Leute haben beide den Wunſch, die friſche, köſtlich reine, herbe Alpluft zu genießen.

Sie haben ſich warm gekleidet, mit Bergſtöcken verſehen und beabſichtigen zu Fuß nach Aemſigen zu gehen.

Schweigend ſchreiten ſie nebeneinander her. Der Wind erhebt ſich und treibt Wolken über den Vierwaldſtädterſee herzu, es wird kälter und Mortimer blickt ein wenig beſorgt auf ſeine Begleiterin: „Frieren Sie auch nicht, Fräulein Sibylla? Es iſt nicht unmöglich, daß wir in einen Schneeſturm kommen!"

Sie ſieht ihn lachend an, ihre Wangen leuchten ſo rot und friſch, die Augen blicken ſo klar und wunderſam in die ſeinen, und der ſchmale Pfad nötigt ſie dicht, ganz dicht nebeneinander zu gehen. — Bei dieſem kühlen Wetter ſehnt man ſich unwillkürlich, eine kleine warme Hand in der ſeinen zu halten, und ſo oft wie der Weg etwas ungänglich wird, faßt Mortimer ihre kleine warme Hand und geleitet die junge Dame ſorglich über das Felsgeröll.

Und als ſie ſo nahe nebeneinander, ſo einſam hoch droben zwiſchen Himmel und Erde dahinſchreiten, umgeben von der wunderherrlichen Gotteswelt, welche vor ihren Blicken die Alpriesen türmt und den ſchimmernden See ausbreitet, da wird es ihnen leicht und frei ums Herz, und das friſche Wehen und Klingen ringsum löſt ihre Zungen, ſie plaudern wieder wie am erſten Tag, und ihre Blicke finden ſich, wie ſie ſich fanden, als ſie einander zum erſtenmal gegenüber ſtanden.

Und dennoch kommt über beide wieder und wieder der bange, troſtloſe Schauder, als läge der Abgrund, welcher zur Seite gähnt, nicht neben — ſondern ewig trennend zwiſchen ihnen.

Wie ſtark der Wind plötzlich einſetzt, wie grau es in der Luft wird, wie jählings ſich die Alphäupter und Felswände ringsum verſchleiern.

Es kommt ein Schneeſturm! Um jetzige Zeit noch? Unglaublich, und in dem Hochgebirge doch ſo möglich und ſo wahr!

So oft wie der Weg etwas ungänglich wird, faßt Mortimer ihre kleine warme Hand und geleitet die junge Dame sorgfältig über das Felsgeröll (S. 220).

Mortimer iſt nicht beſorgt. Es wird zwar ein ungemütliches Gehen werden, aber ſie folgen dem Bahngeleiſe, da iſt jede Gefahr ausgeſchloſſen und außerdem iſt Aemſigen in einer Viertelſtunde erreicht.

Horch, welch ein Sauſen und Klirren plötzlich in der Luft! Die Tannen beugen ſich und erbrauſen wie brandende Meeresflut . . . Flocken wirbeln durch die Luft, mehr, immer mehr, hui wie kalt es wird, wie glatt und ſchlüpfrig der Weg.

„Geben Sie mir ihren Arm, Sibylla!“

Dicht aneinander gedrängt ſchreiten ſie dahin, ſie ſchmiegt das Köpfchen dicht an ſeine Schulter, und er bemüht ſich vergeblich, den Schirm zu halten.

Dichter und dichter wirbelt es. Welch ein Wetter! Welch eine Kälte plötzlich!

Sibylla erbebt, ihre Hand zittert auf ſeinem Arm, da reißt er ſeinen Wettermantel von den Schultern und hüllt ſie ein. Sie wehrt ſich wohl dagegen, fügt ſich aber ſchließlich doch, denn ihre leichte Jacke bietet ſolchem Graus nicht ſtand. — Toller und immer toller wird der Schneeſturm, Arm in Arm kämpfen ſie — keuchen ſie vorwärts, — durchnäßt und kalt erreichen ſie endlich Aemſigen und finden Zuflucht in dem Häuschen ſeitlich der Bahn. —

Und kaum, daß ſie ſich ein wenig erholt und von hilfsbereiten Händen reſtauriert ſind, taſtete Mortimer jählings nach der Hand des jungen Mädchens und ruft erſchreckt:

„Ihr Ring! Sie haben Ihren Ring verloren, Fräulein Sibylla!“

„Mein Ring!“ — wie ein Aufſchrei klingt es: „Um Gottes willen, der Ring! ich muß ihn wieder haben, er darf nicht verloren ſein! . . .“ und ſie will nach der Tür ſtürmen, ſinnlos in den Schneeſturm hinaus zu eilen.

Er hält ſie beinahe finſter zurück. „Welch ein unmöglicheſ Beginnen! Der Ring kann doch erſetzt werden!“

„Erſetzt? Nie, niemals! Laſſen Sie mich, daß ich ſuche!“ ſchluchzt ſie.

„Iſt Ihnen dies kleine Pfand der Treue wahrlich ſo viel wert, daß Sie Ihr Leben darum auf das Spiel ſetzen wollen?“ fragt er bitter und weicht finſter von ihr zurück.

Sie wirft das Haupt beinahe leidenſchaftlich in den Nacken.

„Das fragen Sie? Sie, der ſelber eine Mutter beſitzt, welche er als höchſtes Erdengut verehrt?!“

„Mutter?“ — er ſieht ſie betroffen an. „Was hat eine Mutter mit dieſem Verlobungsring zu ſchaffen?“

„Da ſie ihn durch lange Jahre, durch ihr ganzes Leben hindurch an ihrer Hand getragen, wohl alles! Dieſer Ring iſt mir das teuerſte Vermächtnis der Toten . . .“

„Der Ring . . . es iſt der Verlobungsring Ihrer Mutter, Sibylla . . . nicht der Ihre? Sie ſind noch nicht verlobt . . . Sie ſind noch frei?!“ — Wie ein Sturmwind iſt es über den erſt ſo ſtillen, finſtern Mann daher gebrauſt, er hält ihre

Hände mit krampfhaftem Druck, er ſtarrt ihr wie von Seligkeit trunken in die Augen!

Und Sibylla überkommt ein jähes Verſtehen ſeines Irrtums, — wie ein Schleier zerreißt es vor ihren Augen.

Verwirrt ſenkt ſie die Blicke, ihre Hände zittern in den ſeinen.

„Wußten Sie das nicht?“ flüſterte ſie halb zur Seite gewandt.

„Nein, ich wußte es nicht . . . o Sibylla!!“ —

Ein Windſtoß heulte um das Haus, die feinen Eiskörner praſſeln . . . es iſt kalt, empfindlich kalt, und dennoch ſtrömt es durch die Herzen der beiden jungen Leute wie Feuer und Glut. Da ringt ſie ihre Hand frei, wieder zuckt etwas wie die alte, ſtolze, ſpröde Kälte um ihre Lippen.

„Warum intereſſiert es Sie? Sind Sie nicht ſelber durch Bande der Liebe daheim gebunden — —“

„Ich?!“ —

Wie in jäher auflebender Hoffnung trifft ihn der glänzende Blick: „Jene Dame . . . das Bild in Ihrer Brieftaſche?!“ ſtammelte ſie.

Da lacht er wie in hellem Jubel auf: „Das bemerkten Sie, Sibylla? Nun wohl, ſo will ich beichten. Dieſe Dame iſt allerdings zum Inbegriff meines Lebens geworden! Ich liebte, liebte ſie, ſeit ich zum erſtenmal das ſüße Antlitz zwiſchen den Briefſchaften meines Vaters erblickte, und ich liebe ſie noch . . . mehr denn je . . . und werde ſie zeitlebens

einzig und allein lieben! Hier . . . ſehen Sie . . . und ſagen Sie, ob Sie mit dieſer Wahl zufrieden ſind?!"

Während er ſpricht hat er ſein Taſchenbuch aus der Bruſttaſche geriſſen, es aufgeſchlagen und ihr das kleine Bild entnommen, — mit leiſem Laut der Überraſchung ſtarrte Sibylla auf ihre eigene Photographie.

„Meinem lieben John Trimmis" — ſteht von der Hand des Kommerzienrats darunter, „damit er ſieht, was ſeit ſechs Jahren aus dem „Baby" geworden!" —

Ihre Finger beben, glühende Röte flammt über ihr geneigtes Antlitz . . .

„Sibylla!" —

Der Schneeſturm brauſt von der Alp hernieder, und juſt, als ſeien ſie von ihm erfaßt und einander in die Arme getrieben, ruhen die beiden Herz an Herzen, — und es iſt ihnen ſo heiß geworden, ſo wunderſam wonnig heiß, inmitten der eiſigen Luft, wie noch nie im Leben.

Hand in Hand, dicht zuſammengeſchmiegt ſitzen ſie nebeneinander auf der ſchmalen Holzbank und haben es vergeſſen, daß um ſie her noch ein kurzer Winterſchauer durch das Land zieht, — in ihren Herzen iſt es Lenz geworden, ein ſo warmer, ſommerlicher Sonnenglanz, wie es ſelbſt in Greno unter den flüſternden Edelkaſtanien nie geweſen.

Sie warten auf den Zug, welcher ſie in einer Stunde nach Pilatus-Kulm zurückbringen ſoll, und die Zeit wird ihnen nicht lang. Sie merken es auch nicht, daß der kurze,

herbe Gruß des Winters ſchnell vorüberrauſcht, daß die Alphäupter ſich bald entſchleiern und blauer Himmel über ihnen lacht.

Auch die Temperatur ſteigt ſchnell wieder zu zeitgemäßer Wärme, und als Mortimer den Verluſt des Ringes bekannt gemacht und eine hohe Belohnung für den glücklichen Finder ausgeſetzt hat, ſteigt das junge Paar, ſtrahlend vor Glückſeligkeit, in den Waggon der Zahnradbahn.

Der Schaffner lacht und ſchüttelt den Kopf: „Über ſolch ein Wetter um ſolche Zeit!“ ſagte er, „ſo haben's die Herrſchaften gewiß noch niemals hier getroffen! Aber ſtrenge Herrn regieren nicht lange, heut nachmittag haben wir wieder Sommer!“ —

Und hinan geht es; die ſteilen Felſen, noch naß von dem ſchmelzenden Schnee, ragen ſchroff empor, die dunklen Tannen ſchütteln die weißen Flocken ab und die letzten grauen Dunſtſchleier zerrinnen über dem blauen See.

Wie ſchön, wie zauberhaft ſchön iſt Gottes Welt, ſo ſchön, wie ſie Sibylla und Mortimer noch nie zuvor gekannt, es iſt, als ob ihre Augen jetzt erſt ſehend geworden wären, und was ſie erblicken, iſt eitel Sonnenlicht und Herrlichkeit.

Währenddeſſen ſaßen Frau Mary und der Kommerzienrat ſehr niedergeſchlagen und trübſelig am Fenſter des Hotel Kulm und blickten in das wilde Schneegeſtöber hinaus.

Auf Marys Schoß lag noch die Depeſche, welche die ominöſen Worte enthielt: „Leider unmöglich zu kommen,

ſeit geſtern verlobt. Brief folgt," und darunter der Namen des ſchönen Sportsman, welchen die junge Witwe in ihre Salons gezogen, um ihn mit Fräulein Mahlenſtadt für ewige Zeiten zu vereinen!

„Mary — ich beſchwöre Sie! Geben Sie ihre ſo ſchwer zu erfüllenden, grauſamen Bedingungen auf" ſtöhnte Mahlenſtadt und preßte ihre kleine Hand an die Lippen. „Ich ertrage dieſes Warten, dieſes verzweifelte Hangen und Bangen nicht länger!"

Sie ſchüttelte traurig das Köpfchen: „Sibylla und ich paſſen abſolut nicht zuſammen, — unſer häusliches Glück würde binnen ein paar Wochen in Trümmer gehn!"

„So ſchicke ich ſie zu Verwandten — oder auf Reiſen!"

„Niemals; ich verdränge kein Kind aus ſeinem Vaterhaus! Sie ſoll freiwillig gehen und glücklich ſein!"

Schritte erklingen auf dem Flur, — die Tür wird haſtig geöffnet, Sibylla und Mortimer ſtehen auf der Schwelle.

„Endlich! endlich!" ruft ihnen die junge Witwe beſorgt entgegen. „Sind Sie halbtot gefroren?! War es nicht furchtbar draußen?!"

„Nein, es war himmliſch!" jauchzte Mortimer, „ſo heiß iſt es uns noch nie ums Herz geweſen, wie ſoeben zwiſchen Eis und Schnee draußen!" und Sibylla wirft ſich an die Bruſt des Vaters und flüſtert ihm mit ſtrahlenden Augen ein paar Worte zu.

Welch ein Jubel, welch eine ſelige Verwirrung, welch ein Gratulieren, Herzen und Küſſen!

„Potz Wetter, Mary, du haſt recht behalten! „Auf Feuer" nutzte nichts, wohl aber das eigenartige Mittel: „auf Eis!" — und er umſchlang voll ſtürmiſcher Freude die kluge Braut, — zum größten Erſtaunen des jungen Paares.

An demſelben Abend wurden jedoch auf Pilatus-Kulm zwei Verlobungen gefeiert! —

Wie ſie ſich fanden.

In einer der größten Konditoreien Berlins ſtand ein junges Mädchen und überblickte noch einmal den langen Merkzettel, auf welchem ihre Schweſter, die junge Frau Rechtsanwalt von Bucher, all die vielen Einkäufe notiert hatte, welche Dodo, der kleine übermütige Wildfang, heute an Stelle der ſtark erkälteten Hausfrau zu erledigen hatte.

Fräulein Dodos Augen blitzten vor Stolz und Genugtuung, denn nichts war ihr lieber, als ihre ſiebzehn Jahre hinter möglichſt viel Selbſtändigkeit zu verſtecken und wenigſtens einmal ein paar Menſchen — und wären es auch nur fremde Ladenfräuleins, durch koloſſale Würde zu imponieren.

Das war ihr heute zum Entzücken geglückt, denn das junge Mädchen, welches ſie bediente, hatte mit tief ernſter Miene gefragt: „Was befehlen gnädige Frau?“ und als Fräulein Dodo ſie einen Moment überraſcht, erfreut und dennoch etwas mißtrauiſch angeſtarrt, mit höflicher Ver-

neigung hinzugeſetzt: „Vielleicht ſehen ſich die gnädige Frau erſt einmal die Weihnachtsausſtellung hier in den Nebenzimmern an?“

Himmliſch! ſie machte in der Tat einen durchaus verheirateten Eindruck und feierte endlich den vollen, langerſehnten Triumph, nach welchem ihr Herzchen bereits in der Penſion geſchmachtet.

Sie hob das zierliche Köpfchen ſehr ausdrucksvoll in den Nacken und ſchritt gravitätiſch die langen Tafeln, auf welchen es von ungezählten leckern Herrlichkeiten prangte, entlang.

Nein, wahrlich, ſo etwas hatte ſie in der kleinen Provinzialſtadt, in welcher ihr Vater als Oberſtleutnant lebte, denn doch noch nicht zu ſehen bekommen!

Was war ihr braver heimatlicher Konditor mit ſeinen paar Konfektkäſten gegen dieſe Berge von Marzipan, Schokolade, Bonbons, Chriſtbaumkonfekt und Honigkuchen?

Gottlob hatte ihre Schweſter ihr völlig freie Wahl im Einkauf gelaſſen, nur ungefähr das „wieviel“ und „wie teuer“ notiert. Welch eine Wonne, ſo recht tüchtig drauf loskaufen zu können!

Dodos Augen blitzten unter dem zarten Schleier, welcher ihr roſiges Geſichtchen mit der kecken kleinen Naſe und dem „lüßlichſten“ aller Kirſchenmündchen überſpannte.

Sie wählte und legte ſtets neue Herrlichkeiten auf das Tablett des ihr reſpektvoll nachfolgenden Fräuleins, und ſchwelgte in dem Hochgenuß der Anrede „gnädige Frau!“, welche ſtets von neuem wie Muſik in ihren Ohren klang.

Und endlich rechnete man zuſammen, das junge Mädchen packte ein paar rieſige Pakete und Dodo bezahlte an der Kaſſe

mit einer Würde, um welche ſie manche Exzellenz hätte beneiden können.

„Dürfen wir die Pakete zuſchicken, gnädige Frau?“

Dodo erblaßte bei dem Gedanken, ihre Adreſſe angeben zu müſſen, denn ihre Schweſter war in dem Geſchäft

bekannt, und der kurze, herrliche Traum „gnädige Frau" geweſen zu ſein, würde haltlos zerrinnen.

Sie dankte ſehr lebhaft, belud ſich mit ihrem Reichtum und eilte graziös und leichtfüßig auf die verſchneite Straße zurück.

Wie königlich hatte ſie ſich amüſiert! Wie ideal war es, zur Weihnachtszeit durch die ‚volksbelebten Gaſſen' zu wandeln, ſo ganz ungeniert, ungekannt und ſicher von allen Menſchen für eine längſtverheiratete Frau gehalten zu werden!

Der Übermut und die ſelige Weihnachtsſtimmung ſtrahlten aus den großen Schelmenaugen, während die junge Dame gemächlich dahinſchritt, hie und da die Schaufenſter muſternd, noch völlig befangen von dem ſtolzen Glück, für zwanzig Minuten wenigſtens eine ‚gnädige Frau' geweſen zu ſein.

Sie bemerkte es nicht, wie ein ebenſo behaglich und langſam daher wandelnder Herr bei dem Anblick des ſüßen, lachenden Geſichts betroffen ſtehen blieb, ihr nachſchaute, keck und unternehmend ſein dunkles Schnurrbärtchen emporſtrich, auf den Hacken kehrt machte und der allerliebſten Unbekannten folgte.

Kurt Hardenſtein befand ſich in einer Stimmung, welche nur diejenigen kennen, welche ihr Doktorexamen ſo glänzend beſtanden hatten, wie er.

Dieſes beſeligende Gefühl, dazu die frohe, jubelnde Weihnachtsſtimmung hatten auch ihn zu einem glücklichen Menſchen gemacht, welcher das Leben noch ein paar Tage

in der Großſtadt genießen will, ehe er mit dem neuen Jahr die ſchöne, einflußreiche Stellung eines Redakteurs an einer großen Zeitung annehmen wollte.

Nahe Verwandte beſaß er nicht, darum zog er es vor, auch das Weihnachtsfeſt in Berlin, anſtatt auf dem ſtillen Landgut, bei der kränklichen, einzigen alten Tante zu feiern, welche ihm geblieben.

So befand er ſich eben auf einem vergnüglichen Weihnachtsbummel, nachdem er in einer ſtilvollen Frühſtücksſtube die nötigen Kräfte geſammelt, um all das Schöne, welches Berlin bietet, ausgiebig würdigen zu können.

Wieviel hübſchen, intereſſanten und pikanten Frauen und Mädchen war er in dieſen letzten Tagen ſchon begegnet, und doch . . . ſo reizend, ſo verblüffend herzig in ſeinem Ausdruck wie das ſüße Kindergeſicht mit den ſtrahlenden Augen, welches ihn ſoeben unter flottem Pelzkäppchen angelacht hatte, war keine!

Wie der Magnet das Eiſen anzieht, ſo machte er jählings kehrt und heftete ſich an die Sohlen der Ahnungsloſen, welche ſo hochbepackt mit geheimnisvollen Kollis auf zierlichſten Füßchen vor ihm her durch den wirbelnden Tanz der Schneeflocken ſchritt.

Er hatte gut gefrühſtückt, das Blut rann ihm trotz winterlicher Kälte heiß durch die Adern und ſein Herz ſchlug ſchnell, viel ſchneller und kühner in der Bruſt, wie ſonſt. Sollte er keck ſein und es wagen, ſie anzureden?

Er hat einen wahren Heißhunger danach, recht nah in

die großen, luſtigen Prachtaugen zu ſehen, es einmal zu hören, wie die friſchen Lippen plaudern können, welch eine Silberſtimme ihm antworten wird, wenn er ſie höflich und reſpektvoll anredet.

Denn ſehr reſpektvoll muß es ſein, Kurt Hardenſtein müßte ein Blinder ſein, wenn er nicht ſehen wollte, daß er eine Dame aus den beſten Kreiſen vor ſich hat.

Wenn doch nur irgendein kleiner Zufall ihm zu Hilfe kommen möchte, denn gerade von ihr — von dieſer reizendſten, welche er je geſehen, möchte er nicht ſchroff zurückgewieſen werden!

Und der Zufall ließ in der Tat nicht auf ſich warten. Schnee und Eis haben die Straße glatt gemacht, und als Fräulein Dodo — die Augen ſeitwärts nach einem Schaufenſter gerichtet, eilig ausſchreiten will, gleitet ſie auf den Steinplatten aus und die voluminöſen Pakete ſchwanken bedenklich auf ihren Armen.

Auf dieſen Augenblick hat Kurt gewartet. Schnell wie der Gedanke ſteht er neben ihr, zieht höflich den blanken Zylinder und fragt mit unwiderſtehlichem Blick: „Darf ich Ihnen meinen Arm anbieten, Gnädigſte?“

Momentan ſtarrt ſie ihn höchlichſt überraſcht an.

Dann wetterleuchtet es auf dem ſüßen Geſicht vor Schelm und Übermut, welcher philoſophiert, „hier kennt mich ja niemand! hier kann ich mir ſchon mal einen Witz erlauben!“ —

Und Fräulein Dodo, welche ſonſt nie geantwortet haben

würde, wirft voll reizenden Spotts das Köpfchen zurück und antwortet: „Ihren Arm? Danke; — habe ſelber zwei.“ —

Wie verdutzt er ſie anſtarrt, — wie er plötzlich gedämpft auflacht: „Brillant!“ — Und dann folgt er ihr abermals

und ſeine Augen blitzen ebenſo übermütig angeregt wie die ihren.

Fräulein Dodo möchte ſich . . . wie es der techniſche Ausdruck in der Penſion war . . . „kugeln“ vor Lachen, aber ſie beſchränkt ſich darauf, ſich nur krampfhaft auf die Lippe zu beißen, denn ſelbſtredend hält ſie der kecke Monſieur ihres forſchen, ſichern Benehmens wegen auch für eine „gnädige Frau“ und dieſer ſchöne Wahn darf um keinen Preis entzwei reißen.

Aber hübſch war er! Was für ein geiſtvolles, intereſſantes Geſicht, welch eine imponierend ſchlanke, vornehme Geſtalt!

Dodo überlegte grade, ob ſie ſchon jemals zuvor ein ſo entzückend ſchneidiges Schnurrbärtchen geſehen habe, als der Fremde zum zweitenmal mit höflich gezogenem Hut und einem gradezu unwiderſtehlichen Blick neben ihr ſteht.

„Da mein Arm leider überflüſſig iſt, mein gnädiges Fräulein, bitte ich wenigſtens um die beglückende Erlaubnis, Sie begleiten zu dürfen!“

Ein Schatten fliegt jählings über das lachende Geſichtchen der jungen Dame. Gnädiges Fräulein? Was fällt dem kecken Monſieur ein, ſie für ein Fräulein zu halten? Hat ſie ihm etwa noch nicht genug imponiert? Und Dodo kräuſelt ironiſch die Lippen, hebt das Näschen ſo hoch und ſtolz wie möglich und ſagt ſo gelaſſen, als ſeien derartige Erlebniſſe tägliches Brot für ſie: „Gut — begleiten Sie mich, aber . . . als mein Bedienter!“

Donnerwetter! möchte er rufen, aber er bezwingt ſich, verneigt ſich voll Humor und lacht: „Ich betrachte mich als Ihr Sklave! Darf ich fragen, wohin unſer Weg führt?“

Da ſieht ſie ihn mit einem Blick an, welcher ihm wirklich imponiert, macht eine kurze Bewegung mit dem Köpfchen und ſagt ſtreng: „Ein Diener ſpricht nur, wenn er gefragt wird und folgt ſeiner Dame auf drei Schritt Diſtanz!“

Potz Kuckuck! das iſt eine überraſchende Wendung! Kurt Hardenſtein ſteht einen Moment ſtarr vor Staunen, dann lacht er abermals, noch viel lebhafter und erregter wie zuvor, bleibt gehorſam zurück und folgt in der vorgeſchriebenen Entfernung. Seine Pulſe jagen und das Herz ſchlägt ihm hoch auf. Was für ein famoſes, ſchlagfertiges, witziges kleines Perſönchen! Das nenne ich jemand abfertigen! Und wie keck und triumphierend ſie vor ihm herſchreitet, ſchlank und graziös wie ein Reh, und wie das kleine froſtgerötete Ohrchen zuckt, weil ſie ſich bemüht, das Lachen zu verbeißen!

Noch einen Verſuch wird er wagen! Abermals tritt er an ihre Seite.

„Als Diener ſteht mir die Pflicht zu, für meine Herrin etwas zu tragen!“ ſagt er darob und will nach einem ihrer Pakete greifen.

Ihr Auge blitzt auf. „Marzipan und Pfefferkuchen vertraue ich einem neu engagierten Diener nicht an, — wer weiß denn, ob er nicht gern an verbotenen Früchten naſcht?“ — ſpottet ſie.

„Ich bitte, mich auf meine guten Eigenſchaften zu prüfen! Irgendeine Kleinigkeit müſſen Sie mir anvertrauen!“

Da zieht ſie aus dem Revers ihres Pelzjäckchens eine Stecknadel und reicht ſie ihm mit einem ganz undefinierbaren, malitiöſen kleinen Lächeln hin. „Hier!“ — und dann ſchreitet ſie gelaſſen weiter.

So etwas iſt Freund Kurt in ſeinem ganzen Leben noch nicht paſſiert. Wie ein Rauſch des Entzückens, der leidenſchaftlichſten Sehnſucht, dieſes eigenartige Perſönchen näher kennen zu lernen, erfaßt es ihn, aber ſchon tritt ſeine Gebieterin in den großen Hausflur eines Warenhauſes und wendet abermals mit dem ſüßeſten, und doch auch boshafteſten Lächeln das Köpfchen und ſagt hochmütig: „Warten Sie hier, Johann, — ich habe noch Einkäufe zu erledigen!“

Er klappt die Hacken zuſammen, er ſteht wie betäubt und ſieht, wie ihre ſchlanke Geſtalt in der Ladentür verſchwindet.

Dodo aber ſchreitet haſtig durch die Menſchenfülle in dem Geſchäft und eilt an die Kaſſe.

„Fräulein Lieschen, — tuen Sie mir die einzige Liebe und laſſen Sie mich über den Hof durch die Hintergebäude nach der X-Straße führen!“

„Gewiß, gnädiges Fräulein! Werden Sie etwa durch einen Zudringlichen beläſtigt?“ und die ehemalige Bonne Dodos gibt ſchnell einem Ladendiener die Weiſung, das gnädige Fräulein zu führen.

In der X-Straße wirft ſich Fräulein Dodo in eine

Droſchke, und lacht, lacht, daß ihr die hellen Tränen über die Wangen rollen, — vor dem Geſchäftslokal aber ſteht ungeduldig harrend Kurt Hardenſtein, bis er endlich den Laden betritt, und es gewahr wird, daß die reizende Schelmin ihn dupiert hat, — ihn, den klugen, ſelbſtbewußten Herrn Doktor, welcher ſein Examen cum laude beſtanden! —

Zum erſtenmal im Leben ſchmeckt ihm ſein gutes Diner nicht, zum erſtenmal ſchläft er in der Nacht ſehr unruhig, und am folgenden Tag hat er nur einen heißen, leidenſchaftlichen Wunſch: „Ich muß wiſſen, wer ſie iſt!“ —

— — — — — — — — — — — — — — — — —

Weihnachten war vorüber, Silveſter war da. Dodo ſtand in der entzückendſten aller Balltoiletten vor dem Spiegel und war gar nicht ſo übermütig und glückſelig in der Vorfreude ihres erſten Balles, wie ihre Schweſter geglaubt hatte.

Frau von Bucher war es aufgefallen, daß der kleine Wildfang nach ihren Konfekteinkäufen toller und luſtiger wie je geweſen, dann aber plötzlich ſtiller und ſtiller ward, ſo nachdenklich und träumeriſch, wie ein junges Menſchenkind, welches eine geheime ſüße Sehnſucht im Herzen nährt. Dennoch war ihr Forſchen vergeblich.

Auch jetzt ſeufzte das junge Mädchen dem ſtrahlenden Spiegelbild entgegen, und ehe ſie es ſelber merkte, ſtahl ſich ihr ein Wunſch ins Herz: „Ach könnte er mich jetzt ſehen, der ſchöne, ſchöne Unbekannte!“

Während die Jungfer ihr noch die blaßroſa Apfelblüten

in die weißen Gazewogen und Spitzenrüschen steckte, stand Rechtsanwalt von Bucher sehr betroffen in seinem strahlend erleuchteten Rauchzimmer.

Er starrte auf die Rohrpostkarte nieder, welche ihm mitteilte, daß die Mehrzahl der jungen Offiziere des X-Regiments telegraphisch zum Hofball nach S. befohlen seien, und daher leider heute abend Buchers freundlicher Einladung nicht folgen konnten.

Das war ja eine nette Bescherung! Ein Silvesterball ohne genügende Herren! Welch eine bittere Enttäuschung für seine kleine Schwägerin.

Bucher sah nach der Uhr, eine Stunde hatte er noch Zeit.

„Friedrich, sofort Droschke besorgen!“ —

Er wußte, daß heute abend bei Borchard eine Anzahl guter Freunde, welche man als schon „zu würdig“ nicht zu diesem jugendlichen Ball eingeladen, ihre Silvesterbowle braute! Sie mußten zu Hilfe kommen, coûte que coûte!

Der Rechtsanwalt ließ sich durch dringende Angelegenheit bei seiner Frau entschuldigen und sauste in dem Taxameter davon.

Richtig, in dem behaglich eleganten Separatsalon saßen die Herren bereits nach einem guten Diner zusammen, eine urfidele Runde lustiger Junggesellen, welchen sich noch etliche junge Offiziere und ihm fremde Zivilisten angeschlossen.

Herr von Bucher hielt eine humoristische Ansprache, welche in dem Hilfeschrei: „kommt zum Tanzen und Courmachen!“ gipfelte und mit jubelndem Halloh beantwortet

wurde. Da Bucher die Einladung auf ſämtliche Herrn erſtreckt hatte und alle in feuchtfröhlicher Stimmung dieſelbe annahmen, erfolgte in aller Eile die Vorſtellung der ihm noch Unbekannten: „Hauptmann von Zehlen, Doktor Strauß, Leutnant Mengers, Doktor Hardenſtein, Leutnant von Dieſtern“ — — uſw. uſw., und Bucher drückte allen voll fröhlichſter Dankbarkeit die Hand und befahl dem Kellner ſofort für die nötigen Droſchken zu ſorgen. Die Herren wollten ſich voll ſtürmiſcher Haſt in Gala werfen und hofften, noch rechtzeitig zu dem Feſt zu erſcheinen. Die Silveſterbowle aber ſollte erſt morgen angeſetzt und als Nachfeier geleert werden.

Als Bucher nach Hauſe kam, traf er ſeine Damen bereits in dem Empfangsſalon, teilte nun fröhlichen Herzens das Geſchehene mit und ward von ſeiner reizenden kleinen Frau durch den ſüßeſten Anerkennungskuß belohnt, — Dodo ordnete gerade die duftenden Blumenſchalen, welche die Erkerbaluſtrade ſchmückten und ſchien noch ſtiller und teilnahmloſer wie ſonſt.

„Was hat ſie nur?“ flüſterte der Rechtsanwalt.

„Ballfieber!“ ſcherzte ſein Weibchen lachend.

Wagen rollten, die eleganten Salons füllten ſich mit Gäſten.

Welch eine Silveſterlaune, welch eine Fröhlichkeit!

„Liebe Dodo — geſtatte, daß ich dir Doktor Hardenſtein vorſtelle, ein gefürchteter Held der Feder!“ ſcherzte Bucher mit der liebenswürdigen Haſt des vielbeſchäftigten

Hausherrn —: „Lieber Doktor — meine Schwägerin Dolores!“ — und mit ſchneller Handbewegung eilte er weiter, neue Ankömmlinge zu begrüßen.

Kurt und Dodo aber ſtanden einander gegenüber und ſtarrten ſich wie betäubt in die Augen, bis beiden das heiße Blut in die Wangen ſchoß und Hardenſtein ſchier jubelnd aufſchrie: „Sie, meine gnädigſte Herrin, Sie?!“

Da war's, als käme all der friſche Übermut, die tolle, glückſelige Lebensluſt, welche ſie ſeit jener Begegnung ſo treulos verlaſſen, auf goldſchillernden Schmetterlingsflügeln zurückgeflogen.

„Aber Johann . . . werden Sie heute mit ſervieren?“ neckte ſie ſchnell gefaßt, und ſcherzte ſich ſelber die Verlegenheit weg, — „was wollen Sie heute von mir tragen?“ —

„Sie ſelber im Tanz, gnädigſte Gebieterin, wie ſtets Ihnen mit Gut und Blut leibeigen!“ und dann trat er einen Schritt näher und flüſterte mit heißem Blick: „O Fräulein Dodo, wie habe ich Tag und Nacht nach Ihnen geſucht! Wie haben Sie mich durch ihr Verſchwinden ſo grauſam beſtraft . . .“

„Darf ich bitten, mein gnädiges Fräulein in den Saal zu treten, die Muſik beginnt!“ unterbrach die Stimme des Arrangeurs. — —

In dem Rauchſalon hat man Becken aufgeſtellt, in welche die Jugend Blei gießt.

Mit glühenden Wangen ſteht Dodo davor und Dr. Hardenſtein hält ihr den Löffel.

Auge ruht in Auge, dann ziſcht das Blei in das Waſſer. Haſtig fiſcht Dodo „das Gebild von Menſchenhand“ heraus.

„Komiſch, — eine Lanze?!“ —

„Nein,“ — lächelte Doktor Kurt ganz ſeltſam, „eine Stecknadel, mein gnädiges Fräulein!“

Mit jäher Bewegung wirft ſie das Blei zurück, ihre Hand iſt in dem kalten Waſſer etwas ſtarr geworden, ſie bemerkt es nicht, daß ihr der kleine Goldring vom Finger gleitet und in dem Becken unterſinkt.

In demſelben Augenblick gießt Hardenſtein.

„Hu, welch ein dicker Klumpen!“ er fiſcht ihn heraus und ſtarrt betroffen darauf nieder.

„Na nu? Was iſt denn das?!“

Dodos Köpfchen neigte ſich neugierig näher. Plötzlich ringt es ſich wie ein leiſer Schrei höchſter Überraſchung von ihren Lippen: „Mein Ring! wie kommt mein Ring in Ihr Blei?“

„Ihr Ring? Fräulein Dodo — Ihr Ring?!“ er fragt es mit leuchtenden Augen, nimmt ihre Hand und legt sie auf seinen Arm: — „Doch bei dem Ringe sollst du mein gedenken“ — zitiert er flüsternd und führt das junge Mädchen zu dem stillen, blumenduftigen, matterhellten Erker. Dort löst er den Ring aus dem Blei und sagt leise:

„Er ist mein, im Zauber der Silvesternacht ist er mir geworden! Nun trage ich ihn, Fräulein Dodo, bis Sie ihn durch einen andern einlösen, einen schmalen, schlichten Goldreif ohne Perle und Stein!“ —

Er streift den Ring an seinen kleinen Finger und drückt wie in seligem Rausch die Lippen darauf.

„Prosit Neujahr! Prosit Neujahr!“ jubelt es zu ihnen herüber.

Da blickt er ihr tief, tief in die Augen.

„Fräulein Dodo . . . wird mir dies neue Jahr Glück bringen? Ein Glück, welches mich für ewige Zeit zu Ihrem Diener und Sklaven macht?“ —

Ihre Antwort steht auf ihren flammenden Wangen.

„Hoch! hoch das neue Jahr!“ —

Ja, es wird beiden Glück bringen! Ein seliges, myrtenumwundenes Glück! —

Jochens Weihnachtsengel.

Die Frau Erbpächterin Riemel ſtand vor dem blankgeſcheuerten Eßtiſch und packte bedächtig und gravitätiſch einen Korb, deſſen leckerer Inhalt ihrem Gatten auf der Ofenbank ein behagliches Schmunzeln entlockte.

„Leg' man noch eene lütte Wuſt bi, Mutting!“ ſagte er gönnerhaft, „wat de Paſter is, de kann's bi ſine ſeven Göhren all bruken; un unſen Jochen hätt hei ok to 'nem ganz fixen Slingel makt!“

Mutting Riemel nickte und legte noch eine dicke fette Grützwurſt oben auf den Korb, faltete dann das weiße Leinentuch darüber hin und wandte ſich nach dem Fenſter, vor welchem ein ſtrammer junger Burſche, der Konfirmande Jochen, hockte und den dicken flachsblonden Kopf auf beide Hände ſtützte.

Er ſtarrte nachdenklich in den wirbelnden Schnee hinaus und ſeine Augen, die großen, etwas verſchwommen waſſerblauen, ſahen aus, als ob ſeine Gedanken weit, weit ab von der ſtillen Dorfſtraße wären.

„Jochen, wat döſt all wedder?!“ herrſchte ihn die Erb-

pächterin ungeduldig an. „Da geh' her, nimm den Korb und ſput' di 'n beeten!"

„Lat man, Mutting, he luert man blos up Fieken!" begütigte der Vater und paffte in ſeiner Ofenecke ein paar mächtige Wolken. Jochen erhob ſich ſchwerfällig und faßte den Korb, ein beinahe angſtvoller Ausdruck lag auf dem breitknochigen Geſicht.

„Und wat ſoll ick tom Paſter ſeggen?" ſtöhnte er auf.

„Bedanken dauſt dich, dat hei dich an Michälis inſegnet hätt, und dann hälſt die Snut und läßt Fieken all weiter ſnaken!"

Jochen nickte, ſtülpte die mächtige Pelzkappe über die Ohren und ſtolperte über die Schwelle.

„Töv man! Dar kümmt Fieken ſchonſt!" rief Vater Riemel, erhob ſich und wuchtete nach dem Fenſter, um nun ſeinerſeits den von Jochen verlaſſenen Platz einzunehmen.

Er wiſchte mit der ſchwieligen Hand über die Fenſterſcheibe und blickte voll eitel Wohlgefallen Nachbars Fieken entgegen, wie ſie draußen im tiefen Schnee ſo kraftvoll einherſchritt und Jochen in derbem Willkommen die Hand ſchüttelte. Ja, das Fieken! Das war eine Prachtdirn, ſo recht das Ideal eines biederen Mecklenburger Bauern, feſt und kernig, wie mit Keulen zuſammengeſchlagen, rotwangig, helläugig, kerngeſund, mit Knochen wie ein Ackergaulsfüllen und blitzblanken Zähnen, welche allezeit aus den Lippen hervorlachten!

Der Jochen und das Fieken! Das gibt noch ein Paar!

Die hat der liebe Herrgott extra füreinander geſchaffen! Wenn nur der Schlingel keine Faxen macht!

Früher, ja da gab es nichts Höheres und Beſſeres für ihn als ſein Dörtfieken, aber ſeit dem Herbſt, wo der junge gnädige Herr vom Schloß, mit welchem Jochen manchmal in Wald und Feld herumgeſtreift iſt, ihm das verflixte Märchenbuch geſchenkt hat, da iſt der Jochen ein ganz anderer geworden.

Währenddeſſen ſtampften Jochen und Fieken mit ihren leckeren Körben dem Pfarrhaus entgegen. Es war Sitte, daß die im Herbſt konfirmierten Kinder dem Herrn Paſtor ein Weihnachtsgeſchenk brachten, welches zumeiſt eine Probe des friſchen Selbſtgeſchlachteten und des Feſtkuchens bildete. Fiekens dralle Wangen waren froſtgerötet, und wie ſie ſo, munter lachend und hie und da ein paar Worte redend, neben dem Jochen herſchritt, den ſchweren Korb wie einen Federball tragend, ohne nur einmal den Arm zu wechſeln, da hafteten die Blicke des jungen Burſchen doch voll ehrlicher Bewunderung auf ihr, und ſein Herz ſchlug ihr warm entgegen wie zu jener Zeit, als Jochen noch nicht in dem Märchenbuch von all den ſchönen Prinzeſſinnen geleſen hatte, welche ſo fein und ſchlank waren wie ein Mondenſtrahl, mit Händchen wie weiße Blumenblätter, Schleiern wie von Spinngewebe und einem Antlitz, ſo zart und lieblich, wie das eines leibhaftigen Engels.

Zwar hatte Jochen nie einen Engel geſehen, aber dennoch hatte er das Schönheitsideal des Märchenbuchs auch zu dem

ſeinen gemacht, und wenn er etwas recht, recht Herrliches wünſchen wollte, ſo war es: Nur einmal ſolch eine engelhafte Schönſte von allen ſehen!

Die Klingel an der Haustür der Pfarre tönte, und wenig Augenblicke ſpäter ſtanden Jochen und Fieken in dem herrlich warmen, tannendurchdufteten Weihnachtszimmer des Herrn Paſtors und hielten vor andächtigem Entzücken den Atem an, dieweil der Schnee in kleinen Bächlein von ihren Füßen rann, mitten drauf auf die blitzblanken, weißgeſcheuerten Dielen.

Der liebenswürdige alte Pfarrherr trat ihnen mit freundlichem Gruß entgegen, und Jochen ſchluckte die Beklemmung hinab und ſtammelte, ſeinen Korb niederſetzend:

„Een ſchön Weihnachtsgruß von Mutting ... und ſe dankt ok veele mals ...“

Weiter kam er nicht. Der Sprecher verſtummte plötzlich mit offenem Munde und ſtarrte wie gebannt in die grünen Zweige des Chriſtbaums, langſam den dicken, roten Finger erhebend, auf das Bild eines lieblichen, blondlockigen Chriſtengels deutend, welcher wunderſam deutlich aus dem duftigen Geäſt hernieder zu ſchweben ſchien.

Es war eines jener wunderſchön gepreßten Papierbilder, in deren Ausſtattung die Induſtrie wahre Wunder an Geſchmack und Lieblichkeit leiſtet. Das weiße, wallende Gewand fiel ſo natürlich an dem ſchlanken Körper herab, die entzückend geformten Arme hoben ſich graziös, als wollten ie die Goldkugeln in das Gezweig hängen, und das ſüße,

liebreizende Antlitz, von blonden Locken umwallt, lächelte ihm zu wie ein ſüßer Traum. Ein goldener Stern ſtrahlte über der Stirn, und die Flügel glitzerten ſo deutlich und zauberhaft, als ſei aller Glanz des Himmels daran hängen geblieben.

Jochen atmete ſo ſchwer und tief, wie in einer Verzückung, er ſah und hörte nicht, was um ihn her vorging, er ſtarrte nur auf ſeinen Engel.

„Ah, der ſchöne Chriſtengel gefällt dir ſo gut, Jung-Jochen?“ lächelte der Paſtor amüſiert, „ſo etwas haſt du wohl noch nie geſehen?“

Auf dem breitknochigen Geſicht des Burſchen wechſelten Glut und Bläſſe.

Statt aller Antwort trat er mit ausgeſtrecktem Finger noch einen Schritt näher und fragte atemlos: „Kann man ſo een ok friegen?“

„Heiraten? Einen Chriſtengel heiraten?“ lachte der Pfarrer beluſtigt auf. „Nein, Jochen, ſolch einen von Fleiſch und Blut gibt es nicht! Den Gedanken mußt du dir aus dem Sinn ſchlagen. Engel gehören in den Himmel. Aber hier auf Erden gibt es wohl eine Menge frommer, lieblicher Mägdlein, welche ſolch einem Cherub täuſchend ähnlich ſehen, und ich denke, mit der Zeit findeſt du unter dieſen einmal eine, die du freien kannſt. Damit du aber daran erinnert werdeſt, daß die beſten Frauen der Welt ſtets die frommen, engelhaften ſind, nimm dir dies Bildchen zum Andenken mit!“ — und der Sprecher griff in die Zweige, löſte den Chriſtengel und legte ihn in Jochens Hand.

Dieſer zuckte zuſammen, ſeine Augen leuchteten einen Augenblick wie verklärt in höchſtem Entzücken zu dem Geber auf, dann ſtolperte er über die Schwelle und ſtürzte wie ein Unſinniger davon, gleichviel, ob Fieken bittend und flehend ſeinen Namen hinter ihm rief.

Seit dieſem Tage war der Jochen vollends „dämlich“ geworden, wie ſeine Mutter behauptete, und niemand konnte es ſich erklären, warum er das arme Fieken ſo gleichgültig behandelte und auf alle Fragen nur ſtörriſch antwortete: „Nee — ſo eene frieg ich nich!“

— — Jahre waren vergangen, und der abſonderliche Jochen, von welchem man im Dorfe überzeugt war, daß er nicht ganz richtig im Kopfe war, wurde trotz alledem als Rekrut eingezogen und dem Kavallerieregiment einer kleinen Garniſon in nächſter Nähe ſeiner Heimat zugeteilt.

Der Winter hatte ſeinen Einzug gehalten, die Kirchenfenſter erglänzten in den ſtillen, mondhellen Abend hinaus, und die Kirchenglocken riefen die andächtige Menge zur Weihnachtsmette.

„Ehre ſei Gott in der Höhe und Frieden auf Erden und den Menſchen ein Wohlgefallen!“

Vor der einſam im großen Garten gelegenen Villa ſeines Kommandeurs ſtampfte Jochen Riemel als Schildwache im Schnee auf und nieder. In tiefes Sinnen verloren, ſtarrte er empor zu dem klaren Sternenhimmel. Wie heiß und inbrünſtig wünſchte Jochen ſeinen Chriſtengel herbei, ihn einmal — einmal nur zu ſehen, ſeinen ſo heiß, ſo

ſchwärmeriſch und hoffnungslos geliebten Chriſtengel, aber der Himmel öffnete ſich nicht, keine Lichtgeſtalt erſchien, nur im Parterregeſchoß der Villa leuchtete plötzlich helles Licht auf und warf ſeine glitzernden Streifen über die Veranda und die verſchneite Treppe, welche zur Seite des Schilderhauſes in den ſtillen Garten herniederführte.

Jochen folgte mechaniſch mit dem Blick den zitternden Lichtern, welche hin und her huſchten, und ohne zu wiſſen, was er tat, kam er der Treppe im Auf- und Abſchreiten immer näher und ſtieg langſam die ſteinernen Stufen empor. Der Oberſt und ſeine Gemahlin waren zur Chriſtfeier in die Kirche gefahren, da hatte es wohl keine Gefahr, wenn Jochen einmal in die Weihnachtsſtube ſchaute, in welcher es gewiß

eine Pracht und Herrlichkeit war, wie bei dem lieben Herrgott ſelbſt.

Lautlos trat der Poſten an die hohen Spiegelſcheiben und blickte in den ſtrahlend hellen Saal, in welchem der Diener ſoeben die Gaskrone entzündete.

Welch ein rieſengroßer, unbeſchreiblich ſchöner Baum inmitten, von oben bis unten von Gold und Silber funkelnd ... und lange Tafeln von Geſchenken, daß einem ſchwindelt, und da ... da ... ja, was war das? — Ein unartikulierter Laut ringt ſich von Jochens Lippen. Er umfaßt den Säbel im Arm, als müßte er ſich ſchwindelnd an etwas feſthalten, neigt ſich vor und ſtarrt atemlos durch die Fenſterſcheibe.

Hinter den Chriſtbaumzweigen hervor ſchwebt ... nein, es iſt kein Wahn, keine Täuſchung — — ſein Weihnachtsengel! — wahr und leibhaftig!

Jochen zittert wie Eſpenlaub und drückt das rotgefrorene Geſicht feſter gegen das Spiegelglas — ſein Weihnachtsengel!

Flügel hat er zwar nicht, aber er ſchwebt dennoch ſo leicht und lautlos, als trüge er ſie unſichtbar dennoch an den Schultern. — Ein ſchneeweißes Kleid fällt weich und loſe nieder, und die es trägt, iſt ſo ſchlank, ach, ſo ſchlank und fein, als wehe wahrlich nur ein Mondſtrahl durch den Saal.

Das bleiche, zarte Geſicht mit den großen leuchtenden, dunklen Augen kann nun und nimmermehr einem menſchlichen Weſen gehören, ebenſo wie die Händchen, klein ...

ach, ſo unbegreiflich klein und zierlich, wie von Wachs! O du liebe Zeit, wenn er an die Hüften und roten, vierſchrötigen Hände des Fieken denkt!! Das blonde Haar lockt und kräuſelt ſich wie Duft und Hauch um das liebliche Köpfchen, und über der Stirn blitzt ein goldener Stern, ganz, ganz ſo wie bei ſeinem heißgeliebten Chriſtengel!

Der Traum ... der langgehegte, ſchwärmeriſche Traum ſeiner Kindheit iſt wahr geworden. Da rollt ein Wagen auf der Straße. Der Oberſt und ſeine Gattin kehren heim ... und vor den Fenſtern läßt Hinnrich die dicken Vorhänge nieder. Jochen taumelt zurück vor ſein Schilderhaus und präſentiert — aber er ſieht weder den Oberſt noch ſeine Gattin, vor ſeinen Augen ſchwebt noch immer die lichte Geſtalt des Chriſtengels. — Am andern Tag wandert Jochen vor dem Hauſe des Oberſten auf und ab, und ob er will oder nicht, er ſteht plötzlich im Hausflur des Souterrains und hält Hinnrich am Arm feſt.

Wer die Weiße mit dem goldenen Stern im Haar geweſen ſei, fragt er mit würgender, rauher Stimme.

Hinnrich iſt gut gelaunt und lacht. „Haſt wohl geſtern abend durch die Fenſter geguckt, mien Söhn? Wer die Weiße war — die iſt unſer Beſuch, die Schweſter unſerer Gnädigen, Komteſſe Adolfa! Ja, ſchön iſt ſie, aber du lieber Gott, ſo blaß und fein, als ob man ſie umblaſen könnte! Sie reiſt auch wieder nach dem Süden zurück!“

Die elektriſche Klingel ſchrillt, und Hinnrich ſauſt dienſteifrig an Jochen vorüber die Treppe empor.

Der aber wendet ſich und ſtapft langſam in den Schnee hinaus.

Eine vornehme Dame iſt ſein Weihnachtsengel! Du lieber Gott, ſo was kann doch ein Jochen Riemel nicht freien, wenn ſein Vater auch ein gar angeſehener Mann im Dorfe iſt.

Die Tage vergehn. Es iſt Kaiſers Geburtstag. Der große Saal in der Kaſerne iſt herrlich geſchmückt, Tannengewinde ziehen ſich ſchaukelnd unter der Decke hin, Fahnen und Schilder prangen an den Wänden, lorbeergeſchmückt ſchaut die Büſte des Kaiſers auf die fröhlichen blauen Jungens hernieder.

Die Aufführungen beginnen. Jochen ſteht und ſtarrt an der Bühne vorbei nach der Tür, und plötzlich zuckt er empor und wird dunkelrot.

Der Oberſt mit ſeiner Gemahlin tritt ein, und hinter ihnen, am Arm des Adjutanten, ebenſo weiß gekleidet, ebenſo elfenhaft ſchlank und fein wie am Weihnachtsabend — ſein Chriſtengel!

Von den Aufführungen ſieht Jochen nichts, er ſtarrt wie ein Mondſüchtiger auf Gräfin Adolfa. Der Tanz beginnt, und als erſte von allen tanzt ſein Chriſtengel abermals mit dem Adjutanten. Tanzen? Nein, das iſt kein Tanzen, wie es Jochen bisher geſehen und gekannt. Die weiße Geſtalt ſchwebt — fliegt lautlos wie ein zitternder Lichtſtrahl dahin, man hört ſie nicht auftreten, nur die Kleider rauſchen leiſe, leiſe wie Engelsſchwingen.

Es wird Jochen wunderlich zumute. Er richtet ſich mit energiſchem Ruck empor, ſchreitet ſchnurſtracks durch den Saal bis zu Komteſſe Adolfa und ſteht ſtramm vor ihr.

Die junge Dame blickt ihn freundlich fragend an.

„Wünſchen Sie etwas von mir?“

„Zu Befehl; — tanzen.“

Der Oberſt iſt herangetreten, ſein weinſeliges Geſicht färbt ſich höher. Er lacht auf.

„Na dann los, Alfa, mitgegangen — mitgehangen!“

Und die Komteſſe errötet leicht, aber ſie nickt dem Soldaten gütig zu und legt die Hand auf ſeinen Arm.

Jochens Zähne ſchlagen wie im Schüttelfroſt aufeinander, kaum vermag er ſie mit der bebenden Hand zu umfaſſen; alle Lichter flirren vor ſeinen Augen, und von der Muſik hört er nichts mehr. Und dann walzt er los.

Aber was iſt das? — Hält er ſeinen Engel im Arm oder nicht? Er fühlt kaum etwas unter den Fingern, er hat das jähe, entſetzte Empfinden, er darf mit ſeinen rieſigen Händen gar nicht zufaſſen, ſonſt zerdrückt er die kleine Wachspuppe. Herr des Himmels, dieſes Händchen, er empfindet kaum, daß er es feſthält — und doch ſchwebt ſie neben ihm her, weſenlos ... ſchattenhaft, lautlos, wie ein Geiſt. Wie feurige Nebel wallte es vor ſeinen Augen, die Knie verſagen ihm den Dienſt, ſeine Herzensangſt ſchnürt ihm die Kehle zuſammen. Er bleibt jählings ſtehen und ſteht abermals ſtramm, er weiß gar nicht, hält er ſie noch im Arm oder nicht? „Das war ein ſehr ſchöner Walzer!“ ſagte eine leiſe,

weiche Stimme neben ihm, und das bleiche Geſichtchen nickt ihm lächelnd zu, und die weiße Geſtalt tritt zurück, dem Adjutanten, welcher ihr entgegeneilt, den Arm zu bieten.

Jochen aber taumelt durch die Menge, fort! nur fort! hinaus in die kalte, klare Winterluft. Dort atmet er tief auf und reibt ſich den Angſtſchweiß von der Stirn. „Nee! nee!“ ſtöhnte er auf. „Dat wier jo gruſelich! Ein Minſchenkind wier dat nich' — un' Knaken (Knochen) hätt ſe ok nich!“ — und er ſchüttelt ſich wie einer, der aus dem kalten Waſſer kommt.

Von Stund' an war Jochen ein anderer, und gar nicht mehr ſo dämlich wie früher. An Mädchen, die wie Elfen und Mondlicht ſind, dachte er nur voll Grauſen, und als er kurze Zeit danach zur Silberhochzeit ſeiner Eltern Urlaub bekam und das Fieken im Tanze ſchwang, da leuchteten ſeine Augen in behaglichem Entzücken. Ja, da hielt er doch etwas zwiſchen den Armen,

etwas Derbes, Feſtes, aus Fleiſch und Knochen! Und er hörte es doch, wie ſein Schatz auftrampfte, und litt keine Angſt, daß er ſie zerbrechen könne!

Da war der Dämeljochen endlich zur Vernunft gekommen, und als er ausgedient hatte, heiratete er das Fieken. Über dem Sofa hängt noch heutigentags das Bild vom Chriſtengel. Jochen aber ſchüttelt bei ſeinem Anblick den Kopf und ſagt aus tiefſter Überzeugung: „Ja, tom leiven is ſo 'n Engel gaut, aber nie nich tom friegen!“

Eine Plauderſtunde auf der „Seehalde“.

Am 12. November 1882 war es, als ich meinen hochverehrten Freund, Joſef Viktor von Scheffel, mit welchem ich bis zu jener Zeit nur in ſchriftlichem Verkehr geſtanden, zum erſten Male von Angeſicht zu Angeſicht ſchaute. — Es war auf einer Reiſe von Baden-Baden nach Sigmaringen, woſelbſt ich in Begleitung meines Vaters der Aufführung meines Luſtſpieles: „Pirmaſenz oder Karl Auguſts Brautfahrt", zu welchem der Fürſt von Hohenzollern in ſpezieller Liebenswürdigkeit einen Prinzen von Weimar eingeladen hatte, beizuwohnen gedachte. — Auf der Durchreiſe beſuchten wir den Dichter des Ekkehard in Radolfszell, deſſen außerordentlich freundliche Einladung uns zwei Tage in Villa Seehalde feſſelte. — Die Stunden, welche ich dort verlebte, gehören zu meinen liebſten und intereſſanteſten Erinnerungen, und ich hoffe mir von mancher verehrten Leſerin und manchem Leſer Scheffelſcher Dichtungen rechten Dank zu erwerben, wenn ich ausplaudere, wie liebens-

würdig und gewiß in dieser Art noch wenig bekannt Meister Scheffel am Kaminfeuer erzählt!

Es war ein stürmischer Abend. — Die Wellen schlugen in lauter Brandung gegen das Ufer, die ersten vereinzelten Schneeflocken wirbelten gegen die Scheiben, und die Lichter auf der Tafel flackerten, wenn stets neue Windstöße die Fensterläden rüttelten, um wilde, ungestüme Grüße von dem Hohentwiel zu bringen. Auf Wunsch des Meisters hatte ich mein jüngst in Kreuznach zuerst aufgeführtes Schauspiel „Des Königs Grenadier" vorgelesen, und damit meinen schönsten Lorbeerkranz, seine vollste Anerkennung, erworben; — das Gespräch drehte sich um das künstlerische Schaffen, um Mühe und Erfolg, um die vielen, fatalen kleinen Hindernisse, welche die Prosa des Lebens oft auf des Dichters Dornenbahn türmt, und damit gar zu leicht die empfindliche Muse auf Nimmerwiederkehr verscheucht!

„Auch eines meiner Werke wäre bald an solch einem kleinen Schabernack der Frau Alltäglichkeit gescheitert," erzählte Meister Scheffel, „und die Barrikade, welche sich meinem besten Wollen und Wünschen entgegenstellte, und welche selbst Apollos liederreichen Mund fast zum Schweigen brachte, hieß: Große Wäsche!! — Da war es im Jahre †††, als ich mich behufs einer größeren Arbeit nach dem Kloster M. begab, um dort womöglich für die ganze Zeit meiner Studien einen längeren Aufenthalt zu nehmen. Von dem Kastellan geführt, besichtigte ich den köstlichen uralten Bau, von dem jeder einzelne Stein mir heimliche Wunder-

dinge verfloſſener Jahrhunderte zuzuflüſtern ſchien, in dem es wehte wie der zauberiſche Duft langvergeſſener Mären und Sagen, deren bleiche Geſtalten mitternächtlich durch dieſe hohen Hallen wandeln, um dem Dichter ihr Leben, Lieben und Leiden in wunderſame Träume zu verweben! Namentlich ein von Efeu umſponnenes Turmgemach lockte mich mit unerklärlichem Zauber, meine Arbeitsſtätte in ſeinem dämmernden Frieden aufzuſchlagen; ich ſah bereits im Geiſte Frau Aventiure am ſpitzen Bogenfenſter ſtehen, ich hörte ihre flüſternde Stimme, wenn der Wind im Efeu ſpielte, ich fühlte es, daß hier und nirgends anders der Boden meines geſegnetſten Schaffens ſei! — Ich ſprach dem Kaſtellan meinen Wunſch aus, mich für längere Zeit in dieſem Zimmer einzulogieren. Zwar ſah es momentan recht unwirtlich aus, der Fußboden war vollſtändig defekt, die Wandbekleidung hing in modernden Fetzen hernieder, und die Fenſter, dieſe köſtlichen, buntgemalten Scheiben, deren Überreſte ich mit ſtaunender Begeiſterung als wundervolle Arbeit erkannte, die waren ſämtlich ein Opfer des Sturmes geworden, und lagen zerſplittert bis weit in das Innere des Gemaches. ‚Ich verpflichte mich, dieſes Turmzimmer auf meine Koſten vollſtändig neu herrichten zu laſſen!‘ ſchloß ich meine Rede, doch der biedere Kaſtellan drehte verlegen ſeine Mütze in der Hand, kraute ſich hinter den Ohren und ſchüttelte ängſtlich den Kopf: ‚Nee, Herr Doktor, das geht nicht,‘ beharrte er in lakoniſcher Kürze. Aber das Zimmer gefiel mir, gefiel mir ganz unausſprechlich, ich drang

mehr und mehr in den Alten, es mir unter dieſen doch wahrlich günſtigen Bedingungen zu überlaſſen! Wenn nötig, würde ich mich höheren Orts um die Erlaubnis bemühen. Da hob ein tiefer Seufzer ſeine Bruſt, und mit wenig hoffnungsvollem Geſichte entgegnete er: ‚Na, ich kann ja mal meine Alte fragen, ob's aber was helfen wird?‘ und er wackelte kopfſchüttelnd zur Tür. Da hatte ich des Rätſels Löſung. — Gedankenvoll trat ich an das Fenſter, durch welches mir eine köſtlich würzige Gebirgsluft entgegenwehte, lehnte mich auf das uralte Sims, und ſchaute in das Land hinaus, welches ſich in unvergleichlicher Schönheit, wie ein weltvergeſſen Stücklein lauterſter Poeſie, vor meinen Blicken ausdehnte. Ja, hier klang und ſang es in jedem Wipfel wie ein Lied der wonneſamſten Einſamkeit, hier ſchwebten noch unverſcheucht die göttlichen Muſen um das mooſige Geſtein, hier rauſchte noch friſch und unverfälſcht der Zauberquell, aus welchem eines kranken Dichters Seele die köſtliche Geneſung trinkt — hier wollte ich ſchaffen — hier wollte ich eines Lorbeerreiſes pflegen, welches nimmer welken ſoll! —

Da ward ich aus meinen Träumen geweckt. Eine ſchrille, Mark und Bein durchſchneidende Frauenſtimme ſprach das Todesurteil meiner idealen Vorſätze.

„Sind Sie der fremde Doktor, der ſich hier einquartieren will?“ herrſchte mich die Frau Kaſtellanin an, mit erhobenem Beſen, die erſchreckendſte Verkörperung aller je beſchriebenen Märchenhexen, in der Tür hinter mir auftauchend; „Fußboden wollen Sie machen laſſen? Neue Fenſter ein-

ſetzen? Ei, da ſoll doch gleich! Bilden Sie ſich etwa ein, ich hätte die Scheiben hier zum Spaß eingeſchlagen? Ich brauche Zugluft für meine Wäſche und die Wäſche wird ein für allemal hier in der Stube aufgehängt, und damit baſta.“

— — —

„Wie ein Schleier fiel's von meinen Augen, ich ſah mich um in dem Turmgemach; ein ſchmutziges, Spinnweben beſätes, unwirtliches Gewölbe, vor deſſen Fenſtern ein ödes, einſam trübes, melancholiſches Land lag, aus deſſen Fenſterbogen Frau Aventiure entſetzt entflohen war, um deſſen mooſige Mauern Raben krächzten, und in deſſen Hofe nur eine Quelle ſprudelte, diejenige, welche der Kaſtellanin — große Wäſche ſpeiſte .....

... „Da faßte mich des Daſeins ganzer Jammer an — — ſtumm griff ich zu meinem Wanderſtabe und zog davon, um eine bittere Enttäuſchung reicher, um viele ideale

Begeiſterung ärmer, welche vorerſt die Tinte auf meinem Schreibtiſch trocknen ließ, — —

„Das hat mit der großen Wäſche
Die Kaſtellanin getan!“ — —

— — — — — — — — — — — — — — — — —

Wenigen meiner verehrten Leſer dürfte auch Scheffel als „Kinderfreund“ bekannt ſein.

Einſt weilte ein intimer Freund des Meiſters mit ſeinen zwei prächtigen kleinen Knaben auf Seehalde zu Gaſt. Ihnen zu Ehren wurde ein kleiner Ausflug in die Umgegend unternommen. — Unter mächtigen alten Lindenbäumen, welche einen hier neu aus der Erde brechenden Arm der Donau beſchatten, deſſen quellende Flut einen ſchilfbewachſenen Weiher bildet, ehe ſie ſich als Bach landeinwärts ſchlängelt — wurde Raſt gemacht. Meiſter Scheffel trat mit den beiden Knaben auf den Bretterſteg, welcher den Weiher am Bachausfluß überbrückt, und erzählte in wohlmeinender Vorſicht die alte Mär von dem Waſſermann, welcher mit langem Haken die kleinen Kinder in den Teich zieht.

„Wird er uns auch holen?“ fragte der kleinſte der Zuhörer mit angſtvoll großen Augen.

„Wenn ihr den Waſſernix verſöhnt, und ihm ein ſchönes Opfer bringt, gewiß nicht!“

„Wie tun wir das aber, Onkel Scheffel?“

„Ei, ihr müßt eben das Schönſte und Liebſte, was ihr gerade bei euch habt, dem Waſſernix hinabwerfen!“ ſcherzt der Meiſter.

Lange Geſichter — erſchrockene Mienen — dann ein ſeufzendes Beratſchlagen der Kleinen.

Endlich kommt man überein, ſich einen köſtlichen Baſeler Zwieback vom Herzen zu reißen und ihn als entſchieden grandioſes Löſegeld dem fatalen Waſſernix zu opfern.

Meiſter Scheffel ergreift das Gebäck, macht ein ſehr feierliches Geſicht, und ſagt: „Nun gebt acht, ihr Buben, jetzt werde ich die Beſchwörung ſprechen!“ und in langgezogenen Tönen verſchiedenſter Modulation und Betonung beginnt er das A-B-C zu rezitieren — ſchauerlich — geheimnisvoll, den kleinen hochklopfenden Herzchen ſchier unbegreiflich hallt es über den ſtillen Weiher. Bei dem letzten dumpf verklingenden Z hebt der Meiſter die Hand und ſchleudert den Zwieback weit in das Waſſer hinaus, aber gleichzeitig ertönt ein lauter Schreckensſchrei der Kinder, denn mit gellem Geſchnatter ſchießt eine wilde Ente aus dem Schilf, ergreift flügelſchlagend das Gebäck, und flüchtet plätſchernd in ihr Verſteck zurück, — — das Ganze war das Werk eines Augenblicks.

„Seht ihr!“ wendet ſich Scheffel feierlich an die entſetzten Kleinen, „das war der Waſſernix, er hat das Opfer angenommen! Nun ſage ich euch, geht um Gottes willen nicht allein an den Weiher heran!“ — — —

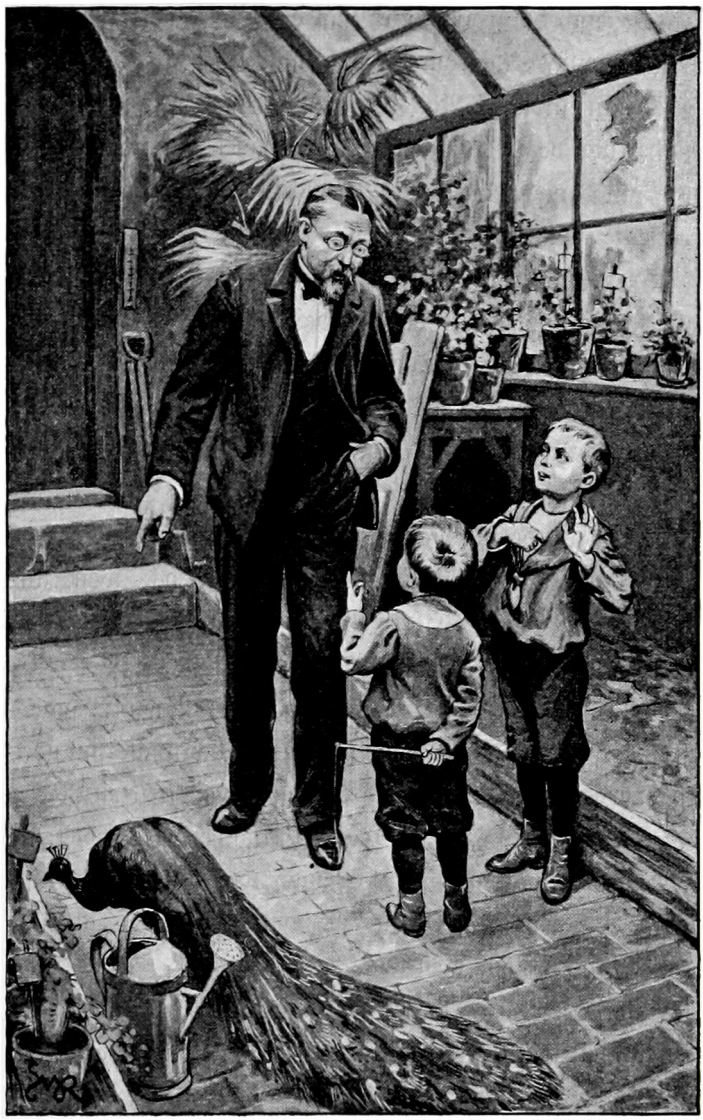
Die Kinder ſpielten hierauf in dem trockenen Sand des Baches, welcher von der Hitze ganz ſeicht, ſtellenweiſe ſogar völlig ausgetrocknet war. Plötzlich kommt der älteſte der Knaben jubelnd geſprungen: „Schau, Onkel Scheffel, was

ich in dem Bache fand!“ und der Meiſter ſieht in des Kindes Hand einen ſchweren, uralten Goldring blitzen, welcher wohl ſchon ſeit Jahrhunderten von dem Donauwaſſer überſpült worden war. — Da zog es durch des Dichters Seele wie ein Widerhall des ſüßen Märchenglaubens ferner Kinderzeit, welcher andachtsvoll in das klare Waſſer niederlauſcht, den Palaſt der Waſſerfrau darinnen zu erſpähen, die Glocken zu hören, welche lockend aus der Tiefe klingen, die geheimnisvolle Lilie zu brechen, in derem Kelch die Seele des ertrunkenen Königskindes ſchläft ...

Ernſt legte er die Hand auf das Lockenköpfchen des Knaben und ſprach: „Wer an gute Geiſter glaubt, den umſchweben ſie, dieſen Glücksring hat dir der Waſſernix zur Gegengabe an das Land geſpült!“

Zu jener Zeit befand ſich auf dem Hofe der Seehalde ein Pfau, der zahme, liebenswürdige Spielgefährte der Kinder, welche ihn ſeines herrlich ſchillernden Gefieders halber „Goldi“ getauft hatten. — Das Treibhaus wurde repariert, und ſchien wohl Goldi und Konſorten als höchſt geeigneter Tummelplatz, bis eines ſchönen Tages der Pfau, durch irgendein Vorkommnis erſchreckt, gegen die hohe Glaswand flog, und etliche Scheiben darin zertrümmerte. In demſelben Augenblick trat Meiſter Scheffel in die Tür, machte ein ſehr ernſtes Geſicht und fragte: „Ei! was iſt denn hier geſchehen?!“

In ängſtlicher Haſt überſchrien ſich die Kleinen, den bösartigen Goldi zu denunzieren: „Er hat es ganz allein getan! — wir haben ihn auch gewiß nicht gehetzt!“



„Er hat es ganz allein getan! — wir haben ihn auch gewiß nicht gehetzt!“ (S. 272.)

„So, nun dann werde ich mal den Goldi verklagen, daß er mir meine Scheiben wieder zuſammenflickt!“ ſagte der Onkel mit ſtrenger Amtsmiene, auf den Pfau weiſend, welcher von dem Stoß gegen den Schädel halb betäubt den Kopf auf den Boden duckt: „Seht ihr, wie er ſeinen Kopf wegſteckt? Er ſchämt ſich!“

„Du willſt ihn verklagen, Onkel? Ei, wie machſt du denn das?“ fragte der ältere der Knaben ſehr nachdenklich.

„Nun ganz einfach, ich gehe auf die Polizei, dann ſchreibt der Gendarm einen Brief an Goldi, daß er in Arreſt kommt!“

„Einen Brief, Onkel Scheffel? Aber wie wird er den denn adreſſieren?“

Da ſchaut der kleine Bruder jäh auf, macht ein ſehr altkluges Geſichtchen und ſagt eifrig: „O, das weiß ich! Dann ſchreibt er: ‚An Herrn Goldi! Pfau beim Herrn von Scheffel.‘“ — —

Aus Italien, und von verſchiedenen luſtigen Wanderfahrten ſeiner Jugend erzählte mir der Meiſter ſpäterhin noch manch heiteres Erlebnis, welches ich meinen verehrten Leſern zum Inhalt eines nächſten Plauderſtündchens aufhebe, nur einer kleinen humoriſtiſchen Epiſode ſeiner Harzreiſe will ich jetzt noch gedenken; dieſelbe iſt wohl wenig, oder gar nicht in die Öffentlichkeit gedrungen.

Aus ſeinen alten Papieren zog der Meiſter ein vergilbtes Blättlein, welches etliche Verſe mit der Überſchrift: „Ilſenzauber“ trug.

Er erzählte mir dazu folgende Geſchichte.

„In Geſellſchaft eines heiteren Freundes ſtreifte ich durch den Harz, in mannigfachen Fußtouren Berge und Täler meſſend, bis wir auch an einem recht ſtürmiſchen, regneriſchen Herbſttage von Wernigerode zum Brocken emporſtiegen.

„Als wir zum Ilſenſtein kamen, klang und ſang es ſo zauberiſch durch den Sturm, flüſterte es ſo geheimnisvoll in den Zweigen, daß ich kein Dichter hätte ſein müſſen, wenn ich nicht hinter jeder Felskante, hinter jedem Buſche ein holdſelig lächelnd Angeſicht erblickt hätte, welches mir juſt ſo verführeriſch zuwinkte, wie ehemals dem Kaiſer Heinrich!

„Warum ſollte die vielreizende Prinzeſſin der Viſite zweier luſtiger Wanderer ſo abhold ſein, zweier fahrender Geſellen, von welchen der eine ſogar eine Leier an der Seite und viel friſche Lieder in der Kehle trug, deren Klang ſchon manch herzige Maid mit Entzücken lauſchte, — nun — und die Ilſe konnte in dieſer Einſamkeit doch nicht verwöhnt ſein!

„Alſo friſch gewagt, iſt halb gewonnen! Mit kräftiger Stimme intonieren wir ein Loblied auf die verzauberte Holde, welches unſern Gruß durch Sturm und Regen um die Felſen weht.

„Aber ſtille bleibts in der Runde, kein weißer Schleier flattert uns dankend entgegen, — Prinzeß Ilſe iſt entweder ſehr unmuſikaliſch oder nicht zu Hauſe. Enttäuſcht wenden wir uns zu gehen; doch halt, — was iſt das? — An dem Buſch

zu meinen Füßen flattert und raſchelt ein heller Papierſtreifen, ich neige mich haſtig, ihn aufzunehmen, und ſtarre mit lautem Ausruf der Verwunderung auf einen wirklichen, wahrhaftigen Zehntalerſchein!"

„‚Das iſt anſtändig honoriert', lachte mein Freund übermütig auf, zog den Hut vom Kopf, und ſchwenkte ihn mit hellem Jodler der unſichtbaren Ilſe zu, — ‚unter dieſen Verhältniſſen hänge ich den Doktor an den Nagel und werde Kammerſänger im Ilſenſtein!'"

„Auch ich ſtimmte ein Lied des Dankes und des Abſchieds an, barg den Schein in meiner Brieftaſche, und ſtieg in gehobenſter Stimmung durch „Sturm und Regen dem Ziel entgegen!"

„Als wir abends zu Ilſeburg in der ‚roten Forelle' bei einem Glaſe Wein ſaßen, und das Erlebte in heiterer Geſellſchaft beſprachen, da klärte ſich urplötzlich das Wunder des Ilſenſteines auf.

„Eine größere Partie von Damen und Herren aus Braunſchweig kehrten mit uns zu gleicher Zeit, ebenſo verregnet und durchfroren wie wir, in dem Gaſthauſe ein, und durch gemeinſames Mißgeſchick ſchnell zuſammengeführt, tauſchten wir unſere Erlebniſſe der letzten Bergfahrt aus.

„Ein Herr Lucanus berichtete mit tiefem Seufzer ein fatales Vorkommnis, das ihn betroffen.

„Als er hoch oben an der Felſenecke den Führer bezahlen wollte, und ſeine Brieftaſche zu dieſem Zwecke geöffnet in der Hand hielt, fuhr ein heimtückiſcher Windſtoß in die

offenen und loſen Blätter, und wirbelte das Papiergeld zur allgemeinen Überraſchung in alle Lüfte! — Da war uns die verſchwenderiſche Großmut der Prinzeſſin Ilſe erklärt," — und den Schluß des Abenteuers? Den ſoll der verehrte Leſer aus der Feder des verſtorbenen Meiſters ſelber erfahren:

Ilſen-Zauber.

Wir ſtiegen zum Brocken in Nebel und Wind
Empor von Wernigerode,
Und ſtiegen, geſchmückt mit dem Brockenſtrauß,
Fröſtelnd zu Tal und marode.

Und als wir ſangen am Ilſenſtein
Ein Lied, die Ilſe zu grüßen,
Da hing friſchblank ein Zehntalerſchein
Im Gebüſch zu unſeren Füßen.

Und als wir ſaßen zu Ilſeburg
Erwärmt in der „Roten Forelle",
Kam eine Herren- und Damenſchar
Von Braunſchweig verregnet zur Stelle.

Und als wir frugen: Woher und woſo?
Was Wunder in dieſen Talen?
Sprach Herr Lucanus, ein kunſtfroher Mann:
„Wir wollten die Führer bezahlen;

Hoch oben am Eck, hoch ob Wald und Fels
Durchtobte ein Windſtoß die Klüfte,
Und blies aus geöffneter Briefſtaſche Schutz
Mein Papiergeld in alle Lüfte! . .“

. . Ein Kampf der Großmut entbrannte dort
Und ſchlichtete ſich auf der Stelle:
Der Ilſe Zehntalerſchein wurde ſofort
Schaumwein in der „Roten Forelle“! . .

Scheffel.

Inhaltsverzeichnis.

Seite

Ihr Ideal 7
Hundert Schimmel 31
Aus der Jugendzeit
I. Mein Peter 61
II. Junge Liebe 79
III. Die Dritte im Bunde 108
Wie ſich Hoheit rächte 135
Ihr Weihnachtswunſch 161
Auf Feuer 181
Wie ſie ſich fanden 229
Jochens Weihnachtsengel 247
Eine Plauderſtunde auf der „Seehalde“ 263

Spamersche Buchdruckerei in Leipzig.

Paul List, Verlagsbuchhandlung, Leipzig.

Illuſtrierte Romane und Novellen
von
Nataly von Eſchſtruth

I.—IV. Serie iſt vollſtändig in je 11 Bänden, V. Serie in 9 Bänden geheftet zu **je Mk. 2.75**, eleg. gebunden zu **je Mk. 3.75** und wird auch einzeln abgegeben. Preis der I.—IV. Serie in eleganter Kaſſette **Mk. 42.—**, der V. Serie **Mk. 35.—**.

Inhalt der erſten Serie:

Band 1 und 2:
Hofluft.
Roman. Mit 100 Illuſtrationen.

Band 3:
Sternſchnuppen.
Novellen. Mit 65 Illuſtrationen.

Band 4 und 5:
In Ungnade.
Roman. Mit 110 Illuſtrationen.

Band 6:
Johannisfeuer.
Novellen. Mit 75 Illuſtrationen.

Band 7 und 8:
Der Stern des Glücks.
Roman. Mit 114 Illuſtrationen

Band 9:
Spukgeſchichten u. a. Er
Mit 76 Illuſtrationen.

Band 10 und 11:
Jung gefreit.
Roman. Mit 110 Illuſtrationen.

Inhalt der zweiten Serie:

Band 1 und 2:
Der Majoratsherr.
Roman. Mit 75 Illuſtrationen.

Band 3 und 4:
Frühlingsſtürme.
Roman. Mit 70 Illuſtrationen.

Band 5 und 6:
Die Regimentstante.
Roman. Mit 71 Illuſtrationen.

Band 7:
Verbotene Früchte.
Novellen. Mit 70 Illuſtrationen.

Band 8 und 9:
Polniſch Blut.
Roman. Mit 100 Illuſtrationen.

Band 10 und 11:
Comödie.
Roman. Mit 100 Illuſtrationen.

Zu beziehen durch jede Buchhandlung.

Paul List, Verlagsbuchhandlung, Leipzig.

Inhalt der dritten Serie:

Band 1 und 2:
Gänseliesel.
Roman. Mit 110 Illustrationen.

Band 3:
Der Irrgeist des Schlosses.
Roman. Mit 50 Illustrationen.

Band 4 und 5:
Von Gottes Gnaden.
Roman. Mit 100 Illustrationen.

Band 6:
Erlkönigin.
Roman. Mit 50 Illustrationen.

Band 7 und 8:
Nachtschatten.
Roman. Mit 100 Illustrationen.

Band 9:
Potpourri.
Novellen. Mit 75 Illustrationen.

Band 10 und 11: **Hazard.** Roman. Mit 100 Illustrationen.

Inhalt der vierten Serie:

Band 1 und 2:
Die Bären v. Hohen-Esp.
Roman. Mit 100 Illustrationen.

Band 3 und 4:
Der verlorene Sohn.
Roman. Mit 100 Illustrationen.

Band 5 und 6:
Ungleich. — Wolfsburg.
2 Romane. Mit 100 Illustrationen.

Band 7:
Der Mühlenprinz.
Roman. Mit 50 Illustrationen.

Band 8 und 9:
Am Ziel.
Roman. Mit 100 Illustrationen.

Band 10 und 11:
Im Schellenhemd.
Roman. Mit 100 Illustrationen.

Inhalt der fünften Serie:

Band 1 und 2:
Frieden
Roman. Mit 107 Illustrationen.

Band 3
Am See
Roman. Mit 60 Illustrationen.

Band 4:
Heidehexe u. and. Erzähl.
Mit 58 Illustrationen.

Band 5 und 6.
Jedem das Seine
Roman. Mit 100 Illustrationen.

Band 7: **Humoresken und andere Erzählungen.**
Mit 42 Illustrationen.

Band 8: **Katz und Maus.**
Erzählendes Gedicht.

Band 9: **Aus vollem Leben.**
Novellen und Erzählungen.

Zu beziehen durch jede Buchhandlung.

Nataly von Eschstruth's Romane und Novellen.

Einzel-Ausgabe.

Jeder Band elegant gebunden **Mk. 3.75.**

*Am Ende der Welt	1 Bd.	*Jung gefreit	2 Bd.
*Am See	1 „	*Katz und Maus	1 „
*Am Ziel	2 „	*Der Majoratsherr	2 „
*Aus vollem Leben	1 „	Mondscheinprinzeßchen.	1 „
*Die Bären von Hohen-Esp	2 „	*Der Mühlenprinz	1 „
		*Nachtschatten	2 „
*Comödie	2 „	*Polnisch Blut	2 „
*Erlkönigin	1 „	*Potpourri	1 „
*Frieden	2 „	*Die Regimentstante	2 „
*Frühlingsstürme	2 „	Sonnenfunken	1 „
*Gänseliesel	2 „	*Spuk	1 „
*Heidehexe	1 „	*Der Stern des Glücks	2 „
*Hazard	2 „	*Sternschnuppen	1 „
*Hofluft	2 „	Sturmnixe u. a. Dramen.	1 „
*Humoresken	1 „	*Ungleich	2 „
*Im Schellenhemd	2 „	*Verbotene Früchte	1 „
*In Ungnade	2 „	*Der verlorene Sohn	2 „
*Irrgeist des Schlosses.	1 „	*Von Gottes Gnaden	2 „
*Jedem das Seine	2 „	*Wandelbilder	1 „
*Johannisfeuer	1 „	*Wolfsburg	1 „

Die mit * bezeichneten Werke sind auch illustriert zu haben!

Scherben, 1 Bd. **Wegekraut,** 1 Bd. **Zauberwasser,** 1 Bd. elegant gebunden je **Mk. 3.—.**

Paul Oskar Höcker's Romane.

Höcker hat sich zu einer ersten Stellung unter den deutschen Erzählern emporgerungen. In seinen Schöpfungen paart sich Kraft mit Anmut, feinsinnige Ethik mit künstlerischem Reichtum.

Fräulein Doktor.
Humoristisch. Roman. 3. Aufl.
Elegant gebunden **Mk. 4.—.**

Die Frau Rat.
Roman. Eleg. geb. **Mk. 5.—.**

Es blasen die Trompeten.
Roman. Eleg. geb. **Mk. 4.—.**

Letzter Flirt. Roman.
2. Aufl. Eleg. geb. **Mk. 4.—.**

Weiße Seele.
Roman. Eleg. geb. **Mk. 4.—.**

Zersprungene Saiten.
Novellen und Erzählungen.
Eleg. geb. **Mk. 3.—.**

H. Schobert (Baronin von Bode),

Illuſtrierte Romane.

Jeder Band koſtet Mk. 3.—, eleg. geb. Mk. 4.—.

Preis einer kompletten Serie in eleganter Kaſſette Mk. 42.—.

Erſte Serie, vollſtändig in 10 Bänden:

Bd. 1. **Das Kind der Straße.** Roman, illuſtriert von Ad. Wald.
Bd. 2. **Fürſtlich Blut.** Roman, illuſtriert von M. Barascudts.
Bd. 3. **Flecken auf der Ehre.** Roman, illuſtriert von A. Hanshofer.
Bd. 4. **Deklaſſiert.** Roman, illuſtriert von Ad. Wald.
Bd. 5. **Künſtlerblut.** Roman, illuſtriert von R. Gutſchmidt.
Bd. 6. **Auf der großen Landſtraße.** Roman, illuſtriert von H. Grobet.
Bd. 7. **Spekulanten.** Roman, illuſtriert von M. Flashar.
Bd. 8. **Moderne Ehen.** Roman, illuſtriert von Prof. Hans W. Schmidt.
Bd. 9. **Tradition.** Roman, illuſtriert von Profeſſor Georg Koch.
Bd. 10. **Arme Königin.** Roman, illuſtriert von F. Bergen.

Zweite Serie, vollſtändig in 10 Bänden:

Bd. 1. **Die Brillanten der Herzogin.**
Bd. 2. **Eine verrufene Frau.**
Bd. 3. **Gemiſchte Geſellſchaft.**
Bd. 4. **Die Kinder der Geſchiedenen.**
Bd. 5. **Eine Häßliche.**
Bd. 6. **Der Platz an der Sonne.**
Bd. 7. **Durch eigene Schuld.**
Bd. 8. **Art zu Art.**
Bd. 9. **Denn wir ſind jung.**
Bd. 10. **Ulanenliebe. — Das Größte auf Erden. — Künſtlergewiſſen.**

Mit mehr als 700 Illuſtrationen der hervorragendſten Künſtler der Gegenwart, wie Ad. Wald, Max Vogel, Aug. Mandlick, Fritz Bergen, F. Schwormſtädt, F. V. Doubek.

Zu beziehen durch jede Buchhandlung.

Paul List, Verlagsbuchhandlung, Leipzig.

Marie Bernhard's Illustrierte Romane

Die besten Werke dieser zu den talentvollsten der Gegenwart zählenden Schriftstellerin werden als fortlaufende Serie von zehn in sich abgeschlossenen Bänden zum erstenmal illustriert herausgegeben.

Marie Bernhard's Illustrierte Romane

sind Meisterdarstellungen lebenswahrer Charaktere; es sind dort Gestalten von Fleisch und Blut geschaffen, getreu der Wirklichkeit entnommen, so daß die Lektüre der Bernhard'schen Romane zu einem packenden Erlebnis wird.

Inhalt der Serie:

Bd. 1. **Sonnenwende.**
Bd. 2. **Eine unverstandene Frau.**
Bd. 3. **Schule des Lebens.**
Bd. 4. **Die Perle.**
Bd. 5. **Ein Gottesmann.**
Bd. 6. **Die heilige Cäcilie.**
Bd. 7. **Vogel Phönix.**
Bd. 8. **Opfer.**
Bd. 9. **Forstmeister Reichardt.**
Bd. 10. **Pallas Athene.**

Die bekanntesten Künstler, wie Ad. Wald, Aug. Mandlick, Fritz Bergen, F. Schwormstädt, M. Flashar, F. Kuderna, O. Meyer-Wegner usw. haben die Illustrierung dieser Serie übernommen.

Vollständig in 75 wöchentlichen Lieferungen zum Preise von je 40 Pfennig, oder in 10 Bänden. Geheftet pro Band Mk. 3.—, elegant gebunden je Mk. 4.—.

Zu beziehen durch jede Buchhandlung.

Paul List, Verlagsbuchhandlung, Leipzig.

Balduin Möllhauſen

zählt zu den Lieblingen der deutſchen Leſerwelt.

Seine hochintereſſanten und ſpannenden Erzählungen ſpielen meiſtens in zwei Welten, in Europa und Amerika. Sie zeigen dem Leſer bald den Ozean in ſeinen verſchiedenartigſten Stimmungen von regungsloſer Stille bis zum raſenden Toben, bald die Tropendickichte in Panama, die Wirren des Sezeſſionskrieges, das Leben und die Kämpfe der Indianer, der Fallenſteller, bald eine Idylle in deutſchen Forſten und auf heimiſchen Landſitzen; immer finden ſich in Möllhauſens Romanen friſche, lebendige Handlung, ein geſunder Humor und eine faſt unerſchöpfliche Phantaſie.

Man fühlt beim Leſen von

Balduin Möllhauſen's Illuſtrierten Romanen

daß der Autor ſich inmitten der nordamerikaniſchen Wildnis mit ihren Schrecken und Gefahren, mit ihrer Schönheit und Romantik vertraut gemacht hat, ſeine Erzählungen bieten Selbſtgeſchautes und Selbſterlebtes.

Erſte Serie:

Bd. 1. Der Fährmann am Kanadian.
„ 2. Die beiden Jachten.
„ 3. Um Millionen.
„ 4. Haus Montague.
„ 5. Der Piratenleutnant.
Bd. 6. Der Hochlandpfeifer.
„ 7. Die Töchter des Konſuls.
„ 8. Das Loggbuch des Kapitäns Eiſenfinger.
„ 9. Vier Fragmente.
„ 10. Die Familie Melville.

Zweite Serie (im Erſcheinen):

Bd. 1. Die Söldlinge.
„ 2. Der Halbindianer.
„ 3. Der Flüchtling.
„ 4. Der Majordomo.
„ 5. Der Spion.
„ 6. Die Traders.
Bd. 7. Das Mormonenmädchen.
„ 8. Die Mandanenwaiſe.
„ 9. Der Talisman.
„ 10. Die Kinder des Sträflings.

(Änderungen vorbehalten.)

Jeder Band iſt einzeln zu beziehen zum Preiſe von Mk. 3.—, elegant gebunden Mk. 4.—.

Zu beziehen durch jede Buchhandlung.

Paul List, Verlagsbuchhandlung, Leipzig.

Max Kretzer's Romane.

Die Madonna vom Grunewald. Roman.
Mk. 5.—, elegant gebunden Mk. 6.—.

Mit dem scharfen Blick des Diagnostikers und mit den Augen des Dichters hat Kretzer in seiner „Madonna vom Grunewald" mit alter Meisterschaft und absoluter Lebenstreue einen Stoff behandelt, dessen Eigenartigkeit ebenso überrascht als fesselt. Die ganz eminente Erzählungskunst des Autors tritt hierbei in glänzendster Weise zutage.

Die Buchhalterin. Roman. 2. Aufl. Mk. 5.—, eleg. geb. Mk. 6.—.

Die Charakteristik der einzelnen Gestalten ist oft geradezu meisterhaft und ohne süßlich-idealisierende Beigabe, sie ist realistisch im guten Sinne des Wortes. Dieses Urteil gilt ganz besonders für Kretzers Roman „Die Buchhalterin", welcher ein Familienroman im besten Sinne des Wortes ist.

Die gute Tochter. Roman. 2. Aufl. Mk. 5.—, eleg. geb. Mk. 6.—.

Illustrierte Welt, Stuttgart: „Der Verfasser erweist sich auch in diesem seinem neuesten Werke als ein Talent von unzweifelhafter Begabung. Der Roman fesselt von Anfang bis zu Ende und darf als einer der psychologisch feinst durchgeführten des Autors der Leserwelt warm empfohlen werden."

Die Bergpredigt. Roman aus der Gegenwart.
4. Auflage. Mk. 4.—, elegant gebunden Mk. 5.—.

Neues Wiener Tageblatt: „In seinem neuesten Romane hat Kretzer ethisch eine Höhe erstiegen, wie nie zuvor."

Die beiden Genossen. Sozialer Roman.
4. Auflage. Mk. 3.—, elegant gebunden Mk. 4.—.

National-Ztg.: „In markigen und ergreifenden Zügen schildert der Verfasser die Gefahr der sozialdemokratischen Agitation für das Glück und Wohlbefinden gerade der Arbeiter und Handwerker."

Die Betrogenen. Berliner Roman. 5. Aufl. Mk. 4.—, eleg. geb. Mk. 5.—.

Berliner Tageblatt: „Max Kretzer übertrifft an Kenntnis des Berliner Volkes bei weitem alle seine Rivalen: ein starkes dichterisches Talent gesellt sich zu einer scharfen Beobachtungsgabe und eine ungeheuchelte Freude am Sittlichguten läßt ihn die Gefahr eines schmutzigen Naturalismus immer vermeiden."

Meister Timpe. Sozialer Roman. 3. Aufl. Mk. 4.—, eleg. geb. Mk. 5.—.

Berliner Fremdenblatt: „Nach so vielen faden Orgien des neufranzösischen Naturalismus endlich einmal ein wirklich künstlerisches Werk voll feinster Naturbeobachtung und unerbittlicher Wahrheit."

Das Gesicht Christi. Roman aus dem Ende des 19. Jahrhunderts
4. Auflage. Mk. 4.—, elegant gebunden Mk. 5.—.

Dr. P. A. Wolff in einem Essay: „Das ist ein gewaltiges Buch, das nicht kritisiert, sondern genossen sein will, ja mehr als das: es ist eine künstlerische Tat und verdient als solche von der ganzen deutschen Leserwelt gewürdigt zu werden."

Zu beziehen durch jede Buchhandlung.

Paul Burg, **Da ist Heimat.** Roman.
Geheftet Mk. 3.—, elegant gebunden Mk. 4.—.

A. Häberlin-Meissner, **Opfer der Tradition.** Roman.
Geheftet Mk. 3.—, gebunden Mk. 4.—.

Hildg. v. Hippel, **Des Nächsten Ehre.** Eine Offizierstragödie.
Geheftet Mk. 3.—, gebunden Mk. 4.—.

R. Hirschberg-Jura; **Möblierte Zimmer.** Roman.
Geheftet Mk. 3.—, gebunden Mk. 4.—.

Wilhelm Jensen, **Tamms Garten.** Roman.
Geheftet Mk. 3.—, elegant gebunden Mk. 4.—.

Heinrich Lee, **Komtesse X.** Roman.
Geheftet Mk. 3.—, elegant gebunden Mk. 4.—.

Nina Meyke, **Namenlos.** Roman in 2 Bänden.
Geheftet Mk. 5.—, elegant gebunden Mk. 7.—.

A. Frhr. v. Perfall, **Münchner Kindeln.** Roman.
Geheftet Mk. 4.—, elegant gebunden Mk. 5.—.

Herm. v. Randow, **Saalburg.** Roman.
Geheftet Mk. 3.—, elegant gebunden Mk. 4.—.

Gabriele v. Rochow, **Schiffslieder.** Neue Notenausgabe.
Gebunden Mk. 1.25.

C. Spielmann, **Balzar von Flammersfeld.** Roman.
Geheftet Mk. 3.—, gebunden Mk. 4.—.

Graphologische Werke:

Praktisches Lehrbuch der Graphologie
von J. Crépieux-Jamin. Geheftet Mk. 4.—, gebunden Mk. 5.—.

Wert der Handschrift von Mgdl. Thumm-Rintzel.
Geheftet Mk. 5.—, gebunden Mk. 6.—.

Graphologische Studien von W. Langenbruch.
Geheftet Mk. 4.—, gebunden Mk. 5.—.

Handschrift und Charakter von J. Crépieux-Jamin.
Geheftet Mk. 6.—, geb. Mk. 7.50.

Handschriften namhafter Persönlichkeiten
des 19. Jahrhunderts. Mk. 1.—.

Zu beziehen durch jede Buchhandlung.

VERLAG VON P

LEIPZ

Oak Grove Library Center
3 5556 007 533797